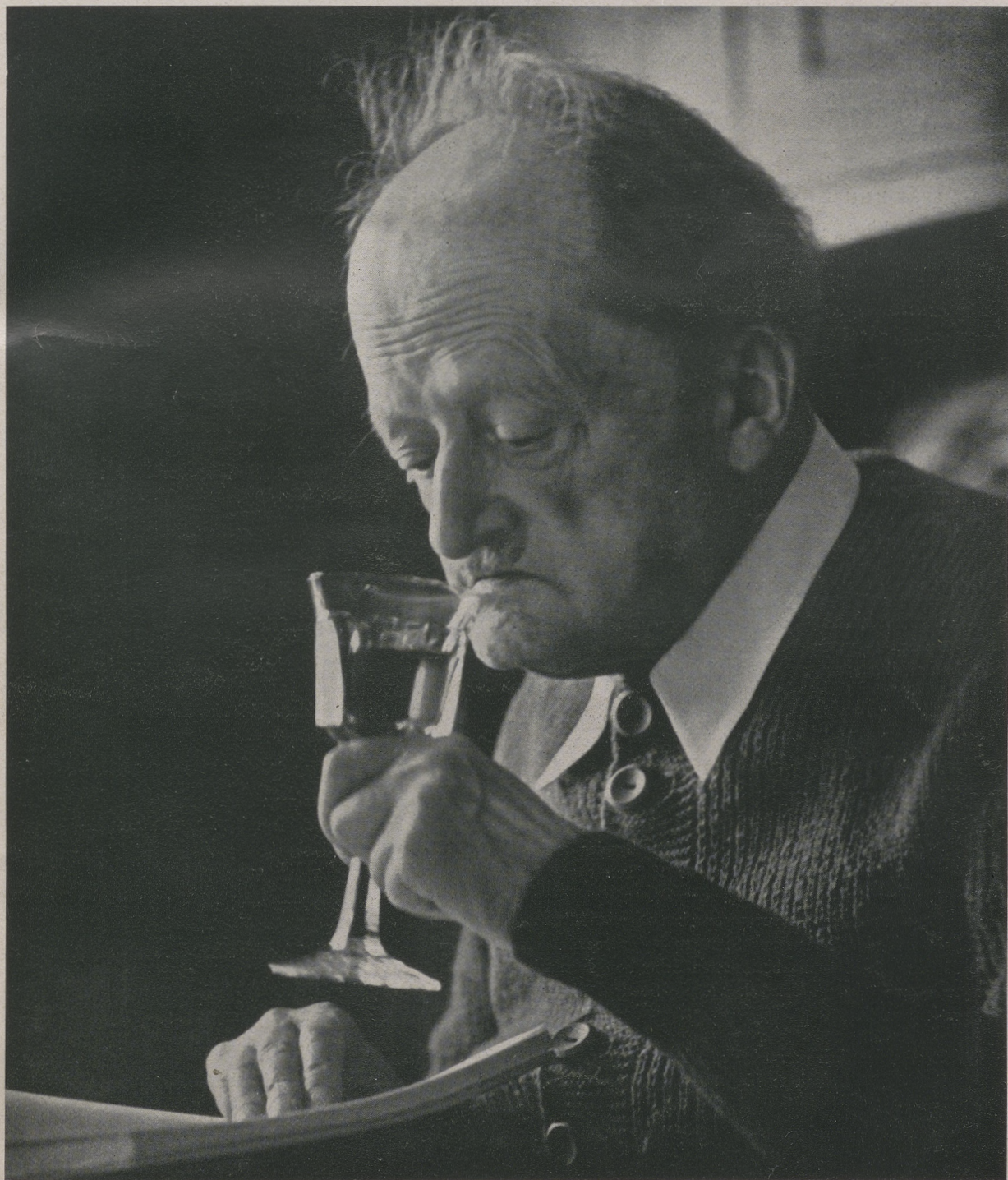


SCHWÄBISCHE HEIMAT

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / 1951 HEFT

4



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

*Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes
herausgegeben von Ernst Müller*

1951

2. Jahrgang

Viertes Heft – Juli/August

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung

HELMUT DOLKER

für Volkskunde

WERNER FLEISCHHAUER

für Kunst und Kunstgeschichte

RUDOLF LEMPP

für Architektur

OTTO HERDING

für Geschichte

ERNST MÜLLER

für Literatur und Philosophie

HANS SCHWENKEL

für Natur, Landschaft, Heimatschutz

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle zwei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 5.– geliefert. Ein Jahrgang von 6 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch Buchhandel oder Post beträgt der Jahresbezugspreis für 6 Hefte DM 7.50. – Einzelheft DM 1.50.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle, Stuttgart, Urbanstraße 12, von sonstigen Beziehern an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstr. 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Diplomvolkswirt Theo Auer, Stuttgart-Rohr, Leonhardstr. 12, alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke, an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Titelbild: Der kürzlich verstorbene Dichter Hans Heinrich Ehrler (Vgl. S. 156 ff.). Aufnahme Holtmann.

INHALT

In Goethes Garten <i>Erzählung von Helmut Paulus</i>	121
Vom Uracher Wirtschaftsleben <i>Von Paul Gebring</i>	125
Schäferlauf in Urach <i>Von Th. Hornberger</i>	133
450 Jahre Amanduskirche Urach <i>Von Hans Koepf</i>	134
Neue Kirchenfenster in Reinsberg	138
Wie ist der heutige Bodensee entstanden? <i>Von E. Grunvogel</i>	139
Gesicht <i>Gedicht von Hans Heinrich Ehrler</i> +	142
Robert Bosch	143
Neue Heimat Heilbronn <i>Von Hans Gerber</i>	146
Marksteinzeugen. Vom Wesen und Wandel eines alten Rechtsbrauches <i>Von F. H. Schmidt-Ebhausen</i>	148
Marksteine um Köngen <i>Von Gotthold Wankmüller</i>	151
Der Streitwald. Eine Geschichte aus Altnürtingen <i>Von Richard Schlierer</i>	153
Wegweiser für die heimatliche Volkskunde	154
In Memoriam Hans Heinrich Ehrler	156
Hans Heinrich Ehrler. Ein Erinnerungsblatt <i>Von Frid. Rimmele</i>	158
Zur Schloßplatzfrage <i>Von Richard Schmidt</i>	159
Buchbesprechungen	160
Der Münsterschatz und neue kirchliche Goldschmiedekunst in Schwäb. Gmünd <i>Von Adolf Schabl</i>	162
Tagung der Württ. Geschichtsvereine	162
Arbeitskreis für deutsche Hausforschung <i>Von Max Lohß</i>	163
Mitteilungen des Schwäb. Heimatbundes	164

In Gretchens Garten

Erzählung von Helmut Paulus

Der Speethsche Garten befand sich vor der Stadt Mergentheim auf dem Graben. Es war ein Garten, wie ihn der Eduard liebte, nirgends abgezirkelte Beete und gerade Wege, nein! Hier durften die Blumen und die Büsche wachsen, wie sie wollten; und sie dankten es ihrer Besitzerin, sie drängten hervor aus der fruchtbaren fränkischen Erde und erfüllten ihr Reich mit Blüten und Duft. Das Buschwerk am Gartenzaun, dem vorüberführenden Weg zu, war hoch und so dicht, daß es den Neugierigen den Blick in den Garten verwehrte: So war er wie ein abgeschlossenes Reich.

Eduard war mit der Schwester und mit Gretchen am späten Vormittag aus der Stadt gekommen, sie wollten den ganzen Tag über hier bleiben, nur die Frau Mutter war nicht mitgekommen, sie mußte das Mittagessen kochen, welches die Magd um zwölf Uhr in den Garten bringen sollte.

Vorne im Garten auf einem ein wenig erhöhten Platz stand das Gartenhaus. Es war ganz von rankenden Rosen umwachsen, sie blühten in schweren, dunkelroten Dolden. Davor stand ein Nußbaum. Er war noch nicht sehr hoch, seine Zweige hingen tief herab, die glänzenden, dunkelgrünen Blätter waren wie ein schirmendes Dach, welches die Strahlen der Juni-sonne abwehrte.

Unter dem Baum saß Eduard Mörike. Er hatte den Stuhl so gestellt, daß seine Lehne seitlich stand und er den linken Arm auf sie stützen konnte, den Rücken lehnte er an den braunen Stamm. Er hielt ein Buch aufgeschlagen in den Händen und tat, als ob er lesen würde, aber er las nicht. Wie still war es in diesem Garten! Bald mußte die Mittagszeit nahe; die Vögel waren alle verstummt, nur der Wind rauschte ein wenig in den Blättern über ihm, und mit seinem Gehen und Kommen huschten die weißen Sonnenlichter über die Seiten des Buches . . . nur die Bienen summten: sie schwärmten um die Rosen am

Gartenhaus, um das rankende Geißblatt, das den Gartenweg überwölbte, um die hohen, weißen Lilien und um den blauen Rittersporn in den Rabatten; die Luft war angefüllt mit ihrem emsigen Getu, es war wie eine Danksagung der blühenden Erde an den blauen Himmel, über welchen die zarten Sommerwolken schwebten, langsam sich auflösend im Glanz der Sonne, weiße, hauchdünne Schleier.

„Ich sollte an Hartlaub schreiben!“ dachte Mörike und schielte nach Bleistift und Papier, das neben ihm auf der Erde lag. Aber er rührte sich nicht. „Ich will ihm schreiben, als habe er gar nichts über unser Gretchen gesagt!“ dachte er mit einer sanften Trauer. „Ich will tun, als seien niemals diese harten Worte gesprochen worden. Ich will ihm von ihr erzählen, von ihr und von diesem Garten und von diesem Sommertag, so, als sei kein Schatten über unsere Freundschaft gefallen!“

Und seine Gedanken spannen an dem Brief, irgendwoher kamen Worte in ihm herauf von einer so schweren und goldenen Süßigkeit, daß er lächeln mußte. Aber er bückte sich nicht nach Papier und Bleistift, er schrieb nicht, er saß nur hier unter dem Baum und lauschte und lächelte in sich hinein und hielt ein Buch in seinen Händen.

Dann hob er den Blick ein wenig, sehr verstohlen, und sah zu den beiden Mädchen hinüber, die bei den Rosen saßen. Die Stille der Mittagsstunde war auch über sie gekommen, sie schwiegen ausnahmsweise, sie, die sich so viel zu sagen hatten. Das rundliche Klärchen zog eifrig die Nadel durch das Tuch, ihr rosiges Gesicht glänzte im Eifer der Arbeit, aber Gretchen hatte die Hände sinken lassen, sie lagen mit der Arbeit untätig im Schoß und sie sah träumerisch vor sich hin.

In die farblosen Wangen Mörikes, die ein wenig schlaff waren, stieg eine feine Röte. „Was sie wohl denken mag?“ überlegte er, „ob sie jetzt an mich

denkt?“ Er sah voll Liebe den zierlichen Kopf über dem sanft gebogenen Nacken, der ein wenig geneigt war, als sei ihm die Last der dunkeln Haare zu schwer; er sah das zarte Oval ihrer Wangen, die schmalen Schläfen, in denen in bläulich durchschimmernden Adern das Blut des Lebens pochte; und auf seine Lippen, die schon längst den wehen Ausdruck des Entsagenden angenommen hatten, trat ein kleines Lächeln. „Wie sanft es ist und wie schön, das kleine Hirschlein“ – dachte er zärtlich. „Wieviel Kummer und Schweres muß es tragen und wie gut ist es, daß ich ihm ein wenig dabei helfen kann!“

In seine blauen Augen trat ein helles Licht. War er nicht heute früh verstohlen bei der Katzenbergerin gewesen und hatte dort zwei Vögelchen gekauft, aus süßem Marzipan? Und waren sie nun nicht in seiner Tasche? Langsam ließ er das Buch sinken, vorsichtig tastete seine Hand in der Tasche, so daß das Papier, in welches sie eingewickelt waren, leise knisterte. Er hatte allerdings die Kreuzer für den Kauf der Jungfer Klare aus der Wirtschaftskasse stibitzt, sie würden am Ende fehlen, wenn der große Abschlußstrich gezogen wurde, aber es hatte schon manchmal etwas gefehlt, das war ja nicht so schlimm!

Wie hübsch doch die beiden Marzipanvögelchen waren! Die Flügel waren blau gefärbt, sie hatten rote Brüstchen und gelbe Schnäbelchen, ganz vorsichtig bemühte sich seine Hand, die Papierhülle in der Tasche abzustreifen, und es glückte auch. Nun spitzte er die Lippen und ahmte den süßen Ruf des Pirols nach. Er tat seine Wirkung, auch die Klara ließ jetzt die Handarbeit sinken, beide sahen herüber zu ihm, und die Klara fragte:

„Magst du nicht mehr lesen, Eduard?“

Er legte das Buch auf die Seite. Sein Gesicht verwandelte sich, nichts mehr von Müdigkeit, Alter, Schaffheit war in ihm.

Er begann langsam den Kopf zu schütteln und antwortete:

„Ich kann jetzt nicht mehr lesen!“

Er zog die Stirne kraus und machte ein komisch betübtes Gesicht.

„Es ist mir etwas eingefallen!“ sagte er, „fast hätt ich es vergessen! Ach, du lieber Gott! Wie schlimm wäre es gewesen, wenn ich es vergessen hätte!“

Gretchen lächelte.

Klaras Augen wurden rund vor Neugierde.

„Was ist es denn, Eduard?“ fragte sie rasch.

„O! Es ist etwas sehr Wichtiges, liebe Jungfer Klare!“ antwortete er. „Es geht dich an und unser liebes Schwesterlein auch!“

Dabei schüttelte er trostlos den Kopf und schlug die Hände zusammen.

„Ich kann es gar nicht begreifen, daß ich es schier vergessen hätte!“ sagte er klagend.

„Nun willst du mich wohl zum besten halten, Eduard!“ Klara nahm ihre Arbeit wieder auf und begann mit stürmischem Eifer zu sticken. „Ich lasse mich aber diesmal nicht drankriegen von dir, und wenn du auch noch so geheimnisvoll tust!“

Seine Augen glänzten.

Er sog mit gespitzten Lippen die Luft ein, machte die Wangen hohl und erklärte mit dumpfer Stimme: „Es ist aber etwas schrecklich Geheimnisvolles!“

„Was ist es denn? Du kannst einem einen richtigen Schrecken einjagen!“

„Es ist ein Auftrag an dich und an unser liebes Gretchen!“

„Ein wichtiger Auftrag?“

„Ganz bestimmt!“

„So sag ihn doch!“

„Nur wenn ich einen Botenlohn bekomme!“

„Was willst du denn haben als Lohn?“

„Das sage ich nicht, das müßt ihr selber wissen!“

„Ich will dir einen Kreuzer geben!“

„Das ist mir zu wenig!“

„Auch Gretchen wird dir einen geben!“

„Ich will keinen Kreuzer von Gretchen haben!“

„Was willst du denn dann haben von ihr?“

„Das gleiche, das ich auch von dir möchte! Sicher wißt ihr es!“

Jetzt lachten sie beide.

In Gretchens Gesicht stieg eine sachte Röte.

„Nun muß der Herr erst den Auftrag sagen!“ entschied Klärchen, „dann wollen wir beraten, ob er den Lohn wert ist oder nicht!“

„Dann soll ich ihn sagen, auf Gnade oder auf Ungnade?“

Klärchen nickte eifrig.

„Auf Gnade oder auf Ungnade!“ sagte sie wichtig. Er seufzte erbärmlich.

„Nun, dann will ich es tun und mich auf eure Herzensgüte verlassen!“ sagte er.

Und dann begann er zu erzählen:

Gestern abend, die Sonne war noch nicht ganz hinter, als ich in den Garten kam und das Gartentor wieder zugemacht hatte, kam es mir gleich so komisch vor. Ein Star saß über dem Gartenweg auf dem Geißblattbogen. Er legte den Kopf von der einen Seite auf die andere und blickte neugierig auf die Blumen hinab, dorthin wo der Moosrosenbusch neben den Lilien steht. Ich ging ganz leise bis zu dem

Nußbaum, setzte mich, und war ganz still, um den neugierigen Gesellen nicht zu vertreiben. Er hielt den Schnabel, ganz gegen seine Gewohnheit, und sagte keinen Ton.

Plötzlich aber begann der Moosrosenbusch sich zu bewegen, seine Zweige mit den schweren Blüten schwankten heftig, wie wenn ein Igel oder sonst ein größeres Tier in ihm hin- und herfahre. Nun begann der Star zuerst den Fuß hinaufzuziehen, stellte ihn wieder herab, hob den andern: so hüpfte er von einem Bein auf das andere, hob die Flügel ein wenig an, zog den Kopf ein, streckte den Hals dann wieder lang heraus, kurz, er benahm sich wie einer, den etwas schrecklich lächert. Schließlich konnte er nicht mehr an sich halten und brach in ein höllisches Gelächter aus. Sogleich erhob sich aber in dem Busch eine schrille, keifende Stimme, die erbost schrie:

„Du Schlurkser! Du Gackser! Du Luftibus! Laß doch das dumme Gelächter! Das ist keine Kunst, dort oben zu sitzen und sich über die Not seiner Mitgeschöpfe zu freuen! Komm lieber herab und hilf mir, statt dort oben deine Kapriolen zu schlagen, sollst als Lohn auch einen süßen Fraß bekommen!“ Der Star aber ließ sich weder das Gschimpfe noch das Versprechen etwas anfechten, er hob den Schnabel so recht zum Hohn und sang der untergehenden Sonne nach...

Ich konnte es aber nicht lassen, mich stach die Neugier, ich mußte aufstehen und zu den Moosrosen hinübergehen. Sah ich da, potz der tausend, ein altes hutzliges Weiblein, kaum zwei Spannen hoch, ganz verwirrt in das Geranke, das ihm mit den dornigen Fingern das Röcklein in die Höhe gezogen hatte, so daß die spinnedürren Beinchen mit ihren rot- und blaugeringelten Strümpfen sichtbar wurden.

Tat den Hut herunter, grüßte und fragte:

„Ei, Waldwibichlein, was tut denn Ihr hier in dem Speethschen Garten? Ihr gehört doch in den Wald! Habt Ihr süße Beeren stehlen wollen?“

Das Waldwibichlein wandte mir sein kupferbraunes Gesicht zu, das so viele Risse und Spalten hatte, wie die Rinde an einem Eichbaum, und seine Augen blitzten vor Zorn.

„So so? Der Herr Pfarr ist auch hier?“ fragte es giftig. „Hat wohl nichts anderes zu tun, als alten Leuten nachzuspionieren? Er sollte lieber ein schönes Buch schreiben oder auf eine gute Predigt denken...“

„Mit dem Predigen ist's aus, Waldwibichlein, bin

auch schon lange kein Pfarrer mehr!“ sagte ich, „und wenn Ihr nicht freundlicher werdet, so mögt Ihr meinetwegen ein Jahrhundert in dem Rosenstrauch stecken bleiben!“

Sieh, da wurd es auf einmal bescheiden!

Es sei am Garten vorbeigegangen und die Gartentür sei offen gewesen, und als es nur so aus Fürwitz hereingeguckt habe, da habe es den Stachelbeerenbusch gesehen mit den runden, prallen Beeren und ihm sei das Wasser im Munde zusammengelaufen.

„Vielleicht hat er einen so niederen Zweig, daß ich mir zwei oder drei langen kann!“ hätt' es gedacht und husch! sei es im Garten gewesen, und Krach! sei die Gartentür hinter ihm ins Schloß gefallen, so daß die Beeren gleich vergessen gewesen seien.

Es hätt' zwar nun versucht, über die Tür zu klettern, aber die Natur sei zu kurz dafür gewesen und der Star hätt' jedesmal so unverschämt gelacht, wenn es wieder herabgepurzelt sei, daß es dabei ganz zappelig geworden sei vor Aufregung. Und da hätt' es auch schon Schritte gehört, auf den Garten zukommend, und da sei es vor Schreck in den Rosenbusch geschlossen, um sich zu verstecken. Denn es hätt' sich sehr geschämt, daß es in seinem Alter noch solch ein Leckermaul sei. Und wenn der Star nicht gewesen wär, der Hallodri, der Keinnutz, der Spottvogel, dann wär ja auch alles gut gegangen. Aber er hätt' es verraten und das werde es ihm nie vergessen, so wahr es das Waldwibichlein sei.

Und es ballte die kleine Faust zu dem Geißblattbogen empor, aber der Star war schon längst weg.

Da hab ich das Waldwibichlein aus den Dornen losgemacht, hab mich dabei auch am Finger geritzt, daß es geblutet hat. Und als es los war, da hab ich es an die Gartentür begleitet und es ist mit seinen dünnen Beinchen seltsam neben mir hergetrippelt, kaum zwei Spannen hoch; hab ihm die Gartentür aufgemacht, den Hut heruntergetan und ihm Lebewohl gesagt.

Als es schon davonrannte – hei! wie flogen die Füßlein! – hab ich ihm nachgerufen:

„Waldwibichlein!“ hab ich gerufen.

Als es stehen blieb, hab ich es gefragt:

„Und wie ist es nun mit dem süßen Fraß?“

„Ihm kann ich nichts geben, Herr Pfarr, was wollt auch Er mit Süßigkeiten?“ antwortete das Waldwibichlein. „Aber wenn Er einmal wieder in den Garten kommt, mit zwei schönen Jungfern – aber schön müssen sie sein! – dann mag Er dreimal flöten wie der Pirol und in die Luft greifen, will

dann zwei süße Vögelein schicken für die Jungfern, und Er mag sich von ihnen den Lohn holen!"

Nachdem er dies erzählt hatte, stand er auf, flötete noch zweimal den Ruf des Pirols und griff mit beiden Händen in die Luft, als wolle er dort etwas fangen, das auf ihn zuflöge. Und dann trat er zur Schwester, gab ihr eines von den Marzipanvögelein und sagte, indem er sich feierlich verbeugte: „Soll auch der Jungfer Klare einen Gruß bestellen vom Waldwibichlein!" und bei Gretchen von Speeth tat und sagte er das gleiche.

Die Schwester sah das Marzipanvögelein in ihrer Hand, sie jauchzte vor Vergnügen, schlang die Arme um den Hals des Bruders und küßte ihn.

Der sah das Gretchen an und fragte, während er die Lippen spitzte und der Schalk aus seinen Augen lachte:

„Nun, wie steht's mit dem Lohn, liebes Gretchen? Du wirst mir doch mein Waldwibichlein nicht Lügen strafen wollen?"

Da stieg das Rot langsam in das feine Gesichtchen und die großen Augen strahlten und sie nahm sein Gesicht zwischen ihre Hände, küßte ihn rasch auf den Mund und sagte:

„Das hast du fein gemacht, lieber Eduard!"

Dann stand sie tief aufatmend vor ihm.

Inzwischen aber hatte es längst zwölf Uhr geschlagen, nun wurde das Gartentor aufgestoßen und die Magd, mit dem Essenkorb am Arm, trampste in den Garten. Ihr Gesicht glühte von der Hitze und der Schweiß stand ihr auf der Stirne.

„Die Frau Obristleutnantin läßt um Entschuldigung bitten, daß es später geworden ist, und daß das Essen nicht so ausgefallen ist, wie es sein sollte", sagte sie atemlos, „aber die Frau Obristleutnantin hat sich vor Besuchern kaum retten können, den ganzen Vormittag über!"

„Wer ist denn dagewesen?" fragten die beiden Mädchen wie aus einem Munde.

„Zuerst kam der Herr Stadtpfarrer Wüst", sagte die Magd, „dann kam die Katzenbergerin und wollte den Quirl entlehnen, dann kamen die beiden Fräulein König und dann" – sie begann plötzlich zu kichern – „dann war noch einer da!"

„Wer denn?" fragten sie.

„Ein Herr!"

„Wie hat er geheißt?"

„Ich weiß es nicht! Er hat seinen Namen nicht gesagt. Wie ein Wirbelwind ist er wieder davon!"

Nun lachte die Magd laut und als sie wieder zu Atem kam, erzählte sie:

Die beiden Fräulein waren gerade wieder fort und ich und die Frau Obristleutnantin standen in der Küche und die Frau Obristleutnantin sagte, wir müssen sehen, daß wir rasch fertig werden, das Fleisch lassen wir bis morgen, da wurde die Tür aufgerissen und ein Mann stürzte in die Küche, daß wir fast zu Tod erschranken. Er ist groß und dick gewesen, er hat einen braunen Kittel angehabt, einen grauen Schlapphut auf dem Kopf und einen dicken Stock unterm Arm. Er hat der Frau Obristleutnantin beide Hände geschüttelt und hat mit lauter Stimme geschrien: „Wo ist der Eduard? Her mit dem Sünder, daß ich ihn küssen und umarmen kann!" Er hat gar nicht hingehört, als sie ihm antwortete, sondern hat gerufen: „Wo ist das sanfte Klärchen? Wo ist das wunderhübsche Gretchen?" und ist aus der Küche gelaufen, mir nichts, dir nichts, in alle Zimmer und die Frau Obristleutnantin ihm nach und ich hinterher.

„Ich muß ihn sehen, den goldigen Kerl!" hat er gerufen, „her mit ihm, wenn er sich versteckt hat!" und hat hinter alle Vorhänge geguckt.

Die Frau Obristleutnantin hat gesagt:

„Aber er ist doch im Garten!"

„Wo ist der Garten?" hat er gerufen, „sagt mir, wo er ist und ich will ihn schon finden!"

„Am Graben!" hat die Frau Obristleutnantin gesagt, „aber der Herr wird ihn nicht finden, weil er ganz zugewachsen ist!"

„Dann soll der Eduard kommen!" hat der Herr gerufen. „Ich will ihm schreiben, daß er sofort kommen soll!" und hat sich an den Tisch gesetzt, den Schlapphut heruntergetan, den Stock an den Tisch gelehnt, und hat nach Papier und Feder gerufen.

Die Frau Obristleutnantin ist auch darnach gelaufen, eh sie aber wieder zurück war, hat er sich's plötzlich anders überlegt, ist aufgesprungen: „Ach was!" hat er ausgerufen, „wie sollt ich auch den Eduard nicht finden, das wär gelacht!" hat seinen Schlapphut an sich gerissen und auf! und davon! In der ganzen Wohnung sind hernach alle Türen offen gestanden!"

Die beiden Mädchen lachten.

„Das ist der Justinus Kerner!" rief Mörike voller Freude. „Der kommt wieder! Wir wollen rasch essen und dann nach Hause gehen, wir dürfen ihn nicht verfehlen!"



Urach von Osten. Aquarell aus dem Stammbuch des in Tübingen studierenden Prinzen Johann Wilhelm von Sachsen-Altenburg. Um 1620
Württ. Landesmuseum Stuttgart

Vom Uracher Wirtschaftsleben und seiner geschichtlichen Entwicklung

Von Paul Gebring

Wenn wir heute vom Bezirk Urach sprechen, so denken wir zunächst ans „Königliche Oberamt“ guten Angedenkens. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß jenes alte Amt, dessen Mittelpunkt Urach schon vor langer Zeit war, sich weit auf die Alb hinauf erstreckte: es ging westlich bis Erpfingen, Mägerkingen und Hausen a. d. Lauchert, lief südlich ums Münsinger Amt herum über Dapfen, Hundersingen, Mehrstetten und Böttingen, und reichte östlich weit hinaus bis Feldstetten, Laichingen und Sontheim. Denn hier, in diesen Orten auf der Alb waren Flachsbaum und Leinweberei als gewerbliche Betätigung von Ulm aus schon im 16. Jahrhundert und vorher heimisch geworden. Und diese nun längst zu anderen Oberämtern und „Bezirken“ gehörenden Orte stifteten seinerzeit den Grund zu der wirtschaftsgeschichtlich so markanten Stellung Urachs im Leinengewerbe und Leinwandhandel. Zu-

nächst war es hauptsächlich der Flachs selbst, der – über den Eigenbedarf für Spinnen und Weben hinaus angebaut – „hinaus“ verkauft wurde, besonders nach Ulm. Im Herzogtum selbst gab es erst seit kurzem eine Reihe von städtisch begrenzten Leineweberzünften in Tübingen, in Kirchheim, in Stuttgart und in Waiblingen, bis Herzog Friedrich I. seine moderne territorialherrliche Politik der stadt-wirtschaftlichen entgegensetzen begann und 1598 eine gemeinsame Weberzunft für die Ämter Urach, Kirchheim, Neuffen, Nürtingen, Tübingen, Blaubeuren und Göppingen errichtete – ein geschlossenes Gebiet also mit Urach als Vorort der Zunft und Sitz einer Garnsiede, einer Bleiche und einer Mange, die der Regierung gehörten. Von irgendwelcher besonderen Bedeutung Urachs auf dem Gebiet des Linnengewerbes ist bis dahin nichts bekannt. Auch sonst war es wirtschaftlich eine uninteressante Ge-

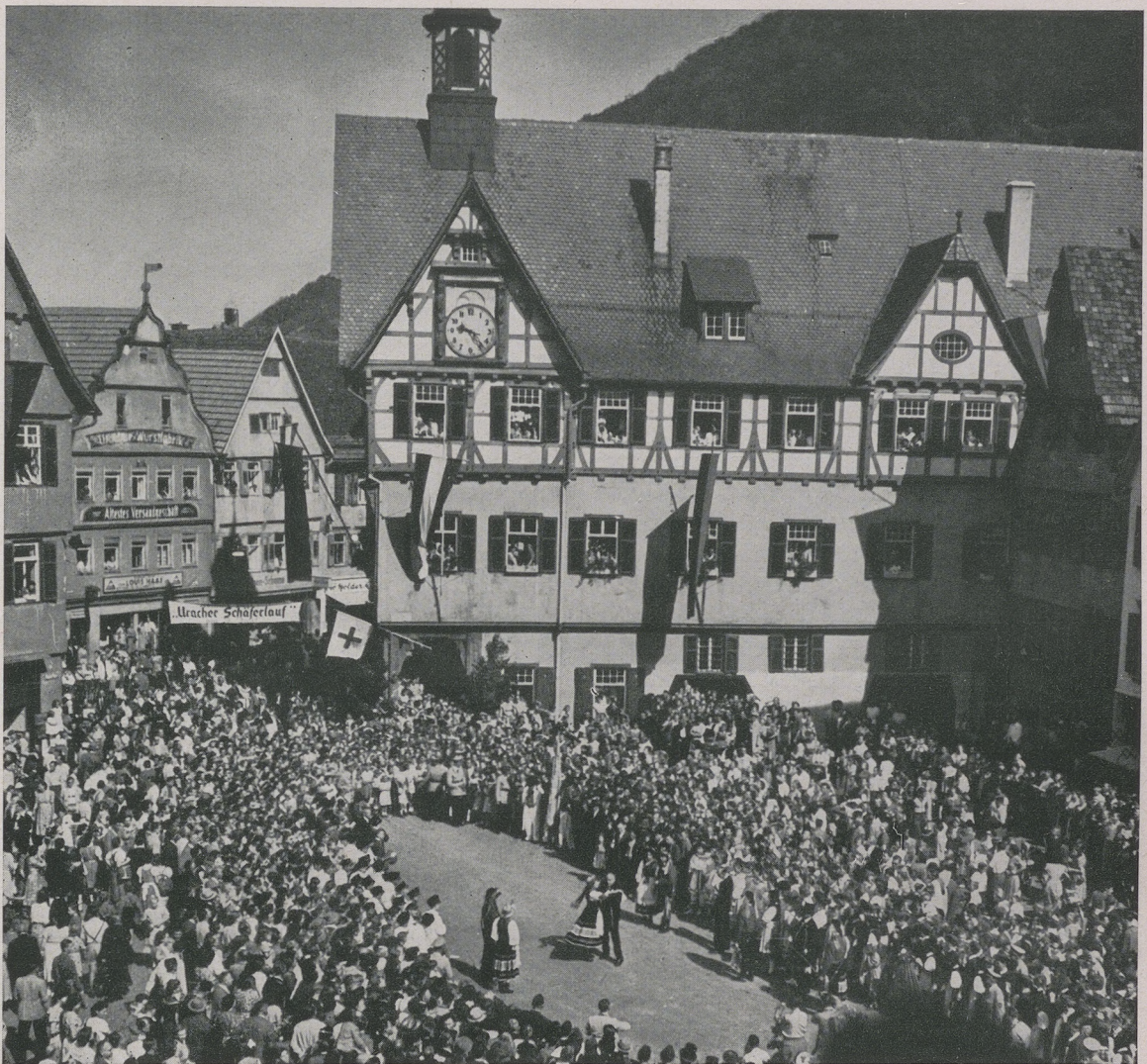
gend. Schlachtvieh von den viehreichen Alborten herunter und Scheiterholz aus den mächtigen Laubwäldern an den vielgegliederten Steilhängen oberhalb Urachs spielten freilich von jeher ihre wichtige Rolle im Güteraustausch. Aber gewerblich waren höchstens die Papiermühlen der Stadt von Bedeutung, von denen noch zu reden sein wird.

Nicht daß es kein gewerbliches Leben im Bezirk gegeben hätte – im Gegenteil: schon 1484 fällt auf, daß „beinahe eitel Handwerksleut“ in Urach sitzen, und noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts finden wir in Urach rund 70 verschiedene Gewerbe vertreten, von denen die meisten sicher schon sehr frühe da waren. Die gewerbliche Betätigung beruhte wie meist, so auch in Urach, auf dem Bedürfnisgleich zwischen dörflichen Einwohnern im Bezirk und städtischen Handwerkern und erschöpfte sich zugleich darin – abgesehen von gewissen bescheidenen Handelsbeziehungen, die nicht nur das bereits genannte Vieh und Holz, sondern auch Wein, dessen Anbau im Bezirk vor dem Dreißigjährigen Krieg seine Blütezeit erlebte, sowie Salz und Metalle zum Gegenstand hatten. Im wesentlichen lag die Wirtschaftskraft des Bezirks in den natürlichen Gegebenheiten und rechtlichen Qualitäten von Forsten und Jagden, von Fischwassern und Feldbau.

So bedeutete die Erhebung Urachs zum Mittelpunkt der Weberei des Albgebietes einen auffallenden Akt landesherrlicher Wirtschaftspolitik. Er sollte eine langanhaltende wirtschaftliche Blütezeit, freilich auch viel Sorgen und Widerwärtigkeiten für Urach mit sich bringen. Doch reichen seine Segensspuren noch bis in die Gegenwart herein. Das Unorganische, das den Anfang dieser Entwicklung kennzeichnet, wird besonders deutlich in der Tatsache, daß es die Weber, deren Arbeit Friedrich I. handelspolitisch brauchte und deren Zunftverfassung er so großzügig organisierte, in Wahrheit zu Urach gar nicht gab. Aber für den Herzog, der in der Anlage von Freudenstadt zeigte, daß er das Zeug zum Städtegründer in sich fühlte, sollte das kein Hindernis sein. Urach bekam sein Weberviertel – eine Siedlung von 29 kleinen Häusern, je für zwei Weberfamilien bestimmt und mit einem Raum für den Webstuhl, wie üblich halb im Boden steckend, um der Luftfeuchtigkeit willen – zwar außerhalb der Stadtmauern, aber erbaut auf den Äckern und Wiesen der Uracher und mit ihren Frondiensten. War das schon ein zweifelhaftes Vergnügen für sie, so sollte es noch zweifelhafter werden, als die Kolonisten dieser neuen Siedlung ankamen, Weber von württembergischen und anderen Orten, auch aus Schlesien und der

Schweiz, deren Stellung zur eingesessenen Bevölkerung, zumal „das zusammengelaufene Gesindel“ vielfache Privilegien genoß, alsbald zu heftigen Klagen und Beschwerden Anlaß gab. Was mag schon der fremde Dialekt damals für ein Ärgernis bedeutet haben! Auch waren trotz aller Begünstigungen doch meist nur arme oder sonst in ihrer Heimat unbefriedigte Meister zu gewinnen gewesen. Nichtsdestoweniger ist es gelungen, von da aus eine Uracher Leinweberei zur Entwicklung zu bringen, die sich stets durch hohe Qualität und durch Feinheit und Gleichmäßigkeit ihrer Erzeugnisse auszeichnete und deren Uracher Schaustempel Konkurrenzfähigkeit bedeutete mit der weltbekannten feinen flandrischen Ware. Bald konnten landesfremde Händler es wagen, den Uracher Stempel wegzuschneiden und die Ware als belgische zu verkaufen. Bei der Höhe der Transportkosten in damaliger Zeit muß dieser kleine Betrug große Gewinne abgeworfen haben. Zu beachten ist, daß die Schau zu Urach für das ganze Zunftgebiet Pflicht war. Nur in Blaubeuren gab es ein zweites Schauhaus.

Der Verkauf seiner „Stücke“ war dem Webermeister zunächst vollkommen selbst überlassen. Von hier aus kamen denn auch bald Schwierigkeiten. Zwar war Urach zugleich zum Mittelpunkt der Kaufmannschaft des Landes ob der Steig gemacht worden, aber es scheint doch nicht gelungen, vielleicht gar nicht versucht worden zu sein, den Leinwandabsatz von Urach aus in der nötigen Weise in Gang zu setzen. Der Handel mit dieser Ware war hauptsächlich in Augsburg und Ulm konzentriert. Beides waren selbst wichtige Erzeugnisplätze, die sich durch die neue und absichtliche herzoglich-württembergische Konkurrenz, wie nicht anders zu erwarten, bald bedroht fühlten, und, als es Differenzen gab, ihren Kaufleuten den Vertrieb der Uracher Ware untersagten. Jetzt erst, und auf Bitten der Uracher Weber selbst, geschah der grundsätzliche Schritt zur Gründung einer privilegierten Handlung, der von so weittragenden, von den Webern gewiß nicht abgesehenen Folgen sein sollte. In Calw hatte sich seit einigen Jahren etwas ähnliches herausgebildet, eine Zeughandelskompanie, zu der sich eine Gruppe von Färbern und Kaufleuten zusammengefunden hatten. Auch sonst im süddeutschen Textilgewerbe des Augsburg-Ulmer Gebietes waren Kaufleute mit den Produzenten übereingekommen, ihnen ihr Erzeugnis zu „verlegen“. Der eigentliche Gewinn dabei floß dann in die Kasse der Verleger. Als Gegenleistung war geboten, daß Unkosten und Risiko des Vertriebs dem Weber als Erzeuger abgenommen waren. 1601



Das Rathaus in Urach mit der festlich wogenden Menge, die sich zum Schäferlauf versammelt hat Aufn.: Holtmann

wurde also eine herzogliche Faktorei in Urach errichtet. Sie hatte eine behördenähnliche Stellung und die Aufgabe, die Ware der Weber von diesen anzukaufen und auf eigene Rechnung weiterzuverkaufen, auf der Grundlage einer Ablieferungs- und einer Abnahmepflicht für die gesamte Erzeugung. Damit waren die Weber in der Schlinge und alsbald gab es heftige Klagen über den herzoglichen Faktor, der nicht alle Ware abnehmen und für die abgenommene nicht den angemessenen Preis bezahlen wollte. Es kam zu amtlichen Untersuchungen und, als Herzog Friedrich I. 1608 starb, zur Wiederherstellung der alten Freiheit der Weber im Verkauf ihrer Erzeugnisse. Neben den Faktor traten mehrere freie Kaufleute am Ort und die Weber

konnten sich eines derselben als „Verleger“ bedienen oder auch ihre Ware selbst verkaufen.

So war wieder Friede und Gedeihen eingekehrt in der Weberei, die zugleich als „Bedarfsträger“ für Flachs und Garn eine wachsende wirtschaftliche Bedeutung für die bodenbebauende Bevölkerung des Herzogtums und besonders des Uracher Bezirks gewinnen sollte. Konzentrationspunkte des Umschlags waren besonders die Garnmärkte in Urach selbst, dann in Metzingen, Tübingen und Blaubeuren.

Einen schweren Niederbruch brachte der Dreißigjährige Krieg, aus dem die Mehrzahl der Weber nun als hausindustrielle Arbeiter hervorgingen, die in voller Abhängigkeit von den Verlegern standen. Nur eine kleinere Schicht sogenannter „reicher We-

ber“ vermochte sich die alte Selbständigkeit zu erhalten oder wieder zu erringen. Als sich die wirtschaftlichen Schwierigkeiten nicht bessern wollten und auch die bestehenden privaten Uracher Leinwandhandlungen nicht helfen konnten, kam es 1661 zur Gründung einer Leinwand-Handelskompanie in Urach, die nun als rein kapitalistisches Unternehmen mit 18 000 Gulden Kapital und drei gleichberechtigten Gesellschaftern auftrat: den Uracher Kaufleuten Georg Kieffer und Wolff Müller, und dem Herzog Eberhard III. Diese Gesellschaft sollte, wie früher der Faktor, das alleinige Monopol des Leinwandverlages und des Leinwandhandels haben. Der Ankauf von Flachs und Garn blieb nach wie vor Sache der Weber. Aber verkaufen durften sie ihr Erzeugnis nur an die Kompanie, und zwar reiche wie arme Weber, und die Gesellschaft sollte alle Waren abnehmen. Darob gab es bei den reichen Webern offene Empörung über den Verlust des freien Verkaufsrechts. Es wurde später insoweit wieder hergestellt, als die Weber zwar alles anbieten mußten, aber nicht abgenommene Ware frei verkaufen durften. In den siebziger Jahren hatten die Weber um dieses Recht noch einmal heftig zu kämpfen, um es dann 1683 endgültig zu erringen.

Die Gründung der Kompanie brachte in Urach alsbald eine Zunahme der Weber von 56 auf 75 mit sich, und ähnlich mag es an anderen Plätzen gewesen sein. Die Folge war ein Ansteigen der Produktion, das bald im Zusammenhang mit handelspolitischen Veränderungen und den Kriegswirren der Franzoseneinfälle 1688–97 den erzielten wirtschaftlichen Aufschwung wieder bedrohte. Bereits fangen Klagen an über Übersetzung des Handwerks. 1700 zählte man in Stadt und Amt Urach 200 Meister gegenüber 90 Meistern ein halbes Jahrhundert vorher. Schon 1674 wird eine Beschränkung des Nachwuchses gefordert. Auch mit Beschränkung der Stuhlzahl versucht man der Situation zu begegnen. Immer mehr zeigte sich auch, daß es gerade die Feinheit der Uracher Ware war, die ihr jetzt den Absatz erschwerte. Alle Versuche der Kompanie und sogar einer herzoglichen Kommission, die Weber zur Herstellung einer marktfähigeren, schmäleren und billigeren Ware zu bewegen, scheiterten am Handwerkerstolz der Meister.

Die eigentliche Hoch-Zeit aktiver Politik der Kompanie fällt ins 18. Jahrhundert. Da bildet sie neben sich eine Bleichsozietät, die die bisher herzogliche Bleiche selbst betrieb, da suchte man den Leinwandhandel in Blaubeuren und Münsingen, den Augsburger und Blaubeurer Kaufleute aufgebaut hatten,

an sich zu ziehen, da gründete man in Heidenheim eine weitere Leinwandhandelskompanie und beteiligte man sich in Urach an einer Damastfabrik, die freilich mit ihren 6 Damast- und 2 Bildwebern wieder einging, ehe sie recht in Blüte gekommen war. Bedarf an Damast hatten damals ausschließlich die Fürstenhöfe, und Sachsen war das überlegene Erzeugungsgebiet.

Der Name Urachs wurde zusammen mit dem heimischen hochwertigen Erzeugnis jetzt vor allem über die Straßburger Messen nach Frankreich, über die Zurzacher Messe in die Schweiz, und über Bozen in den Südwesten getragen, und drang schließlich sogar über Genua, Amsterdam und Hamburg nach Süd- und Nordamerika. Die Ausfuhrwerte übertrafen weit die des Calwer Zeughandels. Trotz mancher Klagen scheint es den Uracher Webern nicht schlecht gegangen zu sein, denn der Zuzug zu diesem Beruf wuchs immer mehr. Aus den 200 Webern um 1700 waren es 1778 500 und 1792 900 in Stadt und Amt geworden. Damit war das Gewerbe so besetzt, daß die Kompanie 1792 ihre 150jährigen Monopolien ohne geschäftliche Bedenken aufgeben konnte. Die Bindungen für die Weber fielen. Aber ihre daran geknüpften Hoffnungen sollten sich nicht erfüllen. Die allgemeine Erschütterung der europäischen Märkte, wie sie die französische Revolution und die napoleonischen Kriege mit sich brachten, traf in Urach ein qualitativ hochstehendes, aber übersetztes Gewerbe, dessen Absatz zu ringen hatte mit der preiswerteren fremden Ware und vor allem mit dem jetzt stürmisch einsetzenden Eintritt der Baumwolle in den Massenkonsum. Auch der Zollverein mit seinem größeren Binnenmarkt und die nun umsichtig und energisch einsetzende amtliche Gewerbeförderung vermochte keine eigentliche Rettung zu bringen. Man gab sich bei den Zentralstellen in Stuttgart alle Mühe mit dem landeswichtigen Linnengewerbe, das in eine „unverkennbar traurige Lage“ gekommen war. Vor allem knüpften sich noch einmal große Hoffnungen an die von der Regierung betriebene Gründung einer mechanischen Flachsspinnerei in Urach mit 3000 Spindeln, die 1837 die Züricher Firma Escher Wyss & Co. und die Firma Schlumberger in Mülhausen i. E. eingerichtet haben. Der Existenzkampf dieses Unternehmens, das in veränderter Form heute noch besteht, erwies, daß der heimische Flachsbaubau mit seiner ungleichmäßigen Faser für Maschinenspinnerei ungeeignet war und blieb, und daß ausländische Flachsbau nicht entbehrt werden konnten. Der Ruin des Flachsbaus auf der Alb und im ganzen Lande war also



Fahnenträger im Festzug beim Schäferlauf 1951

Aufnahme: Holtmann

gerade mit dieser Fabrik, die ihm aufhelfen sollte, erst so recht evident geworden.

Die Leinwandweberei als Handwerk und der Leinwandhandel waren nach Aufhebung der Kompanie noch länger, wenn auch bei wachsenden Schwierigkeiten der Erzeuger und stark rückläufiger Zahl der Weber in respektablem Umfang weitergegangen,

und das fein gebleichte Uracher Linnen oder die gefärbte Ware, der „Kanevas“, behielten ihren Ruf, gut, aber teuer zu sein. 1834 gab es im Uracher Amt noch 674 Leineweber, als Nachwuchskräfte aber nur noch 62. Noch war die Leinweberei das Hauptgewerbe in Stadt und Bezirk. Zwei Leinwandhandelsfirmen in Urach machten noch bedeu-

tende Umsätze ins Ausland und nach Übersee. Wenige Jahrzehnte später aber ist der mechanischen Leinwandspinnerei der mechanische Webstuhl gefolgt und hat die jahrhundertealte Handweberei mit ihren schwerfälligen hölzernen Stühlen in den feuchten und dunklen Kellern im Uracher Bezirk wie fast im ganzen Land rasch und endgültig abgelöst. Das führte durch viel bittere persönliche Not, bis dann die moderne Textilindustrie sich auch in Urach und im Uracher Bezirk mit bedeutenden Betrieben ihre Standorte aufbaute und nun in hellen, gesunden Arbeitsräumen eine bedeutend gewachsene Volkszahl als Meister und Arbeiter, als Kaufleute und Techniker Arbeit und Unterhalt fand und bis heute findet.

Charakteristisch für den Bezirk Urach ist auch die Papierfabrikation. Schon in alter Zeit wurde der Wasserreichtum des Uracher Tals von zahlreichen Mühlen und Triebwerken ausgenützt. Um 1830 zählt man 95 Mühlwerke im Oberamt. Urach selbst hat im 16. Jahrhundert drei Getreidemühlen. Dazu kommt eine Hammerschmiede (vorübergehend) und eine Pulvermühle. Solche Pulvermühlen waren gefährliche Anlagen. Die Uracher ist 1707 explodiert und hat solche Verheerungen in der Stadt angerichtet, daß man sie in der Folge eine halbe Stunde oberhalb der Stadt placierte. Vor allem aber waren drei Papiermühlen in Urach selbst, darunter die angeblich älteste des Herzogtums, die Graf Eberhard im Bart 1477, im Jahr der Gründung der Universität Tübingen, für einen Papiermacher aus Spanien errichtete – dorthin hatten ja die Araber diese Kunst gebracht. 1540 kam die zweite Papiermühle in Urach hinzu, ab 1624 ist eine dritte belegt. Die Einführung der Papiermacherei in Urach steht offenbar im Zusammenhang mit der von Graf Eberhard betriebenen Heranziehung der Brüder vom gemeinsamen Leben nach Urach – eines Ordens, der sich hauptsächlich der Herstellung und Verbreitung von Büchern gewidmet hat. Papier war damals noch ein verhältnismäßig rarer und teurer Stoff. Zur Papierfabrikation wird vor allem viel klares Wasser benötigt. Dieses stand in Urach reichlich zur Verfügung, ebenso wie der Rohstoff, den der heimische Flachs- und Hanfbau als Abfall oder Lumpen in beliebiger Menge liefern konnte.

Gewiß ist diese Papiermühle auch mit ein Anlaß dafür geworden, daß Urach als Sitz einer Buchdruckerei der Wiegendruckzeit in die Geschichte eingehen sollte: Konrad Fyner aus Gerhausen (bei Blaubeuren), der vorher schon als Drucker in Eßlingen tätig war, ließ sich um diese Zeit für wenige

Jahre zur Ausübung seines Gewerbes oder sagen wir lieber seiner Kunst in Urach nieder.

Eine nicht minder bemerkenswerte Rolle als Druckort spielte dann Urach zu Herzog Christophs Zeiten, als dieser 1592 im sog. Mönchshof, also dem ehemaligen Chorherrenstift, unter Leitung des Pfarrers Primus Truber eine Druckerei einrichten ließ, die sich der Herstellung von Bibeln in kroatischer Sprache widmete. Diese sollten der evangelischen Missionierung in Trubers Heimat im Krainer Gebiet dienen. Das Unternehmen ging freilich bald und ohne bleibende Folgen für das Uracher Gewerbe wieder ein.

Ähnlich war auch das Schicksal der genannten drei Papiermühlen, die im 19. Jahrhundert der maschinellen Papierfabrikation gegenüber nicht mehr lebensfähig waren. 1860 erbaute dann Gustav Werner von Reutlingen aus, wo er seine bekannten Rettungsanstalten ins Leben gerufen hatte, eine große und neuzeitliche Papierfabrik in Dettingen an der Erms. Die Schwierigkeiten waren lange Zeit fast erdrückend, aber Gustav Werner und seine Freunde haben mit der „Papierfabrik zum Bruderaus" einen industriellen Großbetrieb geschaffen, der für das menschenüberfüllte Tal zu einem wahren Segen wurde und bis heute blieb. Dieses Unternehmen Gustav Werners, von ihm ursprünglich als „christliche Fabrik" gedacht, war dem industriellen Unternehmertum unseres Landes ein aufsehererregendes Vorbild in Beziehung auf die soziale und menschliche Verantwortung des Betriebs seinen Mitarbeitern gegenüber.

Bleibe noch zweier Besonderheiten zu gedenken, mit denen sich Urach in neuerer Zeit einen Namen im wirtschaftlichen Leben gemacht hat. Vom Viehreichtum des großen Hinterlandes auf der Alb und dem sich hauptsächlich in Urach und Metzingen konzentrierenden Viehhandel war schon die Rede. Er spielte sich auf besonderen Viehmärkten ab, aber weithin auch als Stückhandel im Stall. Eine Ergänzung besonderer Art bildete der jährliche große Schafmarkt in Urach, an den sich der altberühmte Uracher „Schäferlauf" knüpft. Mit den Verbesserungen der Verkehrsverhältnisse und der Konservierungsverfahren, die die 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts brachte, entwickelte sich auf dieser „Rohstoffgrundlage" in Verbindung mit dem Fleiß und der geschäftlichen Findigkeit und Tüchtigkeit der Uracher ein ansehnliches und erfolgreiches Wurst- und Fleischwaren-Gewerbe, dessen Erzeugnisse als „Uracher Wurstwaren" verbreiteten Absatz fanden und heute noch einen guten Ruf genießen.



Metzgermäddchen im Festzug beim Schäferlauf 1951

Aufnahme: Holtmann

Noch eigenartiger war eine andere Entwicklung. Wir sagten schon, daß die großen Waldgebiete des Bezirks reichlich Holz lieferten. Aber es war meist Hartholz und deshalb nicht geeignet, Ausgangspunkt für eine namhafte Sägeindustrie zu werden. Der Holzanfall wurde vielmehr in Scheitern Gegenstand

eines schwunghaften Brennholzhandels. Lange ist der Transport durch Scheiterflößerei auf der Erms zu Tal gegangen und so das Holz über den Neckar in den großen herrschaftlichen „Holzgarten“ in Stuttgart-Berg geschafft worden. Dieser Floßverkehr, der nach dem Dreißigjährigen Krieg einsetzte, muß

recht bedeutend gewesen sein, denn zu seiner Einrichtung mußten nicht nur die Erms und der Seeburger See, der das Schwallwasser lieferte, entsprechend ausgebaut werden, sondern es wurden auch an den unzugänglich steilen Talhängen oberhalb Urachs mehrere Holzrutschen angelegt, interessante technische Anlagen, wie man sie heute nur noch an einzelnen Stellen in den Alpen findet, die in Trogform und aus Eisen gebaut, in Anlage und Unterhaltung nicht wenig gekostet haben müssen. Auch von einer älteren hölzernen Rutsche wird berichtet, zu deren Bau Hunderte von Eichenstämmen benötigt wurden. In diesen Rutschen sausten die Scheiter mit Donneregepolter zu Tal. 1821 gab man dann die Flößerei auf, und die Rutschen wurden abgebrochen und als Schrott den heimischen Eisenwerken zugeführt. Der Holzanfall freilich blieb, und auch ein entsprechender Holzhandel und Holztransport. Darunter waren immer auch Hölzer, die für die Verfeuerung zu gut waren, neben Buchen und Eichen besonders Eschen und Ahorn. Und so kam ein Uracher Drechsler Chr. August Kuhn zunächst darauf, 1856 einen Betrieb einzurichten, der sich auf die Herstellung von hölzernen Spulen für die

aufkommende Textilindustrie und von Haushaltsgerät aus Hartholz spezialisierte. In den 70er Jahren kamen weitere Betriebe dazu, und um 1900 sehen wir eine „Uracher Holzwarenindustrie“ dastehen, die rund 500 Personen beschäftigt und eine Besonderheit im Wirtschaftsleben des ganzen Landes darstellt. Hier wird nämlich, was früher überall in Stadt und Land von geschickten Drechslern oder Schreibern im Kleinen handwerklich hergestellt und als Markt- oder Hausierware vertrieben wurde, nun im Großen und fabrikmäßig gefertigt: Küchen- und Haushalts-Kleingerät aus Holz, als da sind Tranchierbretter, Hack-, Well- und Servierbretter, Wellhölzer, Roll-Tischblättchen, Salzfüßchen, Eierbecher und dergleichen. Später kamen auch noch hölzerne Spielwaren und Sportartikel aus Holz (Schlitten u. a.) dazu. Noch heute sind rund ein halbes Dutzend Betriebe dieser Art in Urach zu zählen, die, wie die Textilbetriebe, auch zahlreiche Arbeitskräfte aus den umliegenden Orten beschäftigen. Diese Holzwaren sind früher nach allen Gebieten der Welt exportiert worden, und es steht zu hoffen, daß sie ihre alte Markt- und Absatzfähigkeit bald wieder erlangen werden.



Schäferkönigspaar Urach 1939

Aufnahme: Institut für deutsche Volkskunde

Schäferlauf in Urach

Von Th. Hornberger

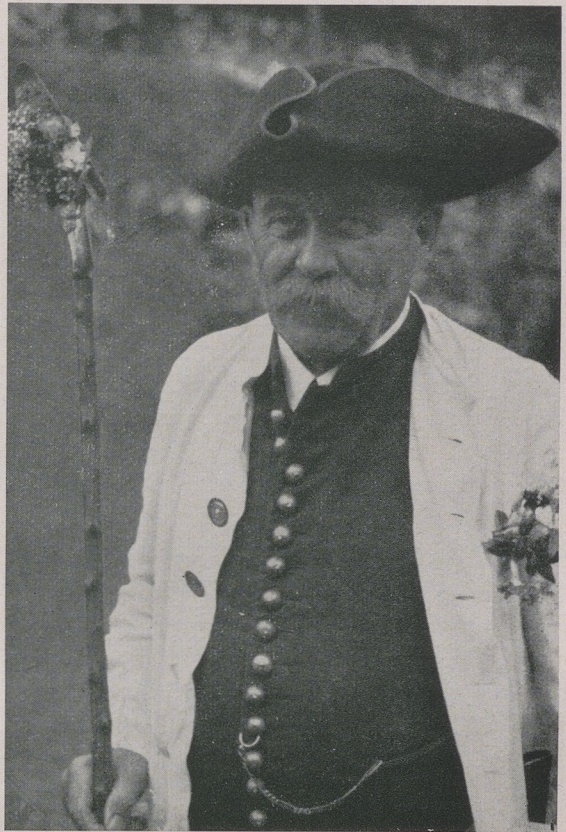
„Drüben auf den grünen Feldern,
drüben zwischen dunklen Wäldern
wogt das bunte Schäferspiel ...“

Das hat sich durch alle Kriegs- und Notzeiten nicht geändert seit den Tagen, da Gustav Schwab diese Verse schrieb (Elegie 1814). Die bunten Scharen der Festgäste von der Alb, von Neckar und Steinlach, ja vom Schwarzwald und Gäu strömen auch heute noch am Jakobitag nach Urach und erfüllen Tal und Städtchen mit Jubel und Liedern.

Das Zunftfest der Schäfer ist es eigentlich, das diesem Tag seinen besonderen Glanz verleiht, seit im Jahre 1723 der Herzog von Württemberg einen Teil der Markgröninger Schäferzunftrechte auf die Städte Urach, Wildberg und Heidenheim übertragen und je eine Viertelslade der Zunft dort eingerichtet hatte. Seither müssen die Schäfer der mittleren Alb nicht mehr alljährlich nach Markgröningen, sondern entrollen die Fahne ihres „Schäfergerichts“ selbst, scharen sich um die eigene Zunftlade und setzen die Uracher Schäferkronen ihrem „König“ und ihrer „Königin“ aufs Haupt. Die Schäfer selbst und die Stadt Urach haben dieses Herkommen bewahrt auch nach Auflösung der Schäferzunft (1828) und haben den Schäferlauf zu einem wirklichen Volksfest gemacht.

Auch heute noch gebührt dabei den Schäfern der erste Platz. Das Blohemed übergeworfen, mit blumengeschmückter Schippe und das Birkenblättchen auf dem Hut, so stellen sie sich zum Festzug auf. Die Zunftobermeister erscheinen in ihrer alten Tracht, die Schäferstöchter schon im Gewand der Läuferinnen. Mit dem Schäferstand seit alters verbunden feiert an diesem Tag auch die Metzgerzunft. Die roten Metzgerburschen sind beritten, denn es war ihnen einst die Aufgabe der Ordnungspolizei übertragen. Mit ihren buntgekleideten Mädchen tanzen sie zur Eröffnung des Festes auf dem Markt den Metzgertanz, ein altes Privileg, an dem heute noch festgehalten wird und das ihre Sonderstellung kennzeichnet.

Das Städtchen mit den vorkragenden Giebelhäusern erinnert in seinem Schmuck der Fahnen, Blumen und Girlanden an die Blütezeit mittelalterlichen Handwerker- und Bürgertums. Unter den rauschenden Klängen der Musikkapelle bewegt sich der Festzug durch die Gassen, angeführt von Bürgermeister



Schafhalter Stehle (Oberlenningen) als Oberschäfer der Uracher Zunft 1937 Aufn.: Institut für deutsche Volkskunde

und Stadtrat, Landesbehörden und Ehrenbürgern. Es folgen hinter der alten Schäfermusik mit Klarinetten und Geigen die langen Reihen der Schäfer. Stolz blicken sie auf die wehende Schäferfahne und verleihen ihrer Freude durch schrilles Pfeifen Ausdruck. Kronen und Zunftlade, Geschenke und Preise – an erster Stelle Hammel und Mutterschaf – werden öffentlich mitgeführt. Schäfer, Metzger, Bürger der Stadt und auswärtige Gäste reihen sich ein; Jugendgruppen, Vereine, Trachtengruppen und prächtige Festwagen schließen sich an. Die Glocken der Amanduskirche übertönen Musik und Johlen und rufen zum Festgottesdienst. Hat bei solchem Anlaß das Gleichnis vom guten Hirten nicht wieder neue überzeugende Kraft durch die Schlichtheit seiner Sprache, durch die Logik seiner Gedanken und durch die allgemein menschliche Sphäre, die in Jahrhunderten und Jahrtausenden die Menschen gleichermaßen anspricht und aufruft? – Das ist der Festgottesdienst, der im Zunftbrief als Sonderrecht der Schäfer aufgeführt wird und bei Strafe von 7 Schilling nicht versäumt werden durfte.

Von den Toren der Kirche geht der Zug hinaus auf die Waldwiese. Der Wettlauf der Schäfer und Schäfermädchen und die Krönung der Sieger zum Schäferkönigspaar bilden dort den Mittelpunkt. Es weiß heute niemand, wie alt dieser Brauch des Wettlaufs ist, denn sein Ursprung verliert sich in vorgeschichtliche Zeit. Viele sind der Ansicht, er verbinde sich mit dem Schäferberuf in besonderer Weise als eine Art beruflicher Eignungsprüfung aus der Zeit, da der Schäfer den Wolf noch verfolgen mußte, um ihm das gestohlene Lamm abzuholen. Heute jedoch wie einst jubelt eine vieltausendköpfige Zuschauermenge dem Königspaar zu. Sie verfolgt mit Freude und Spannung die Vorführung des figurenreichen Schäfertanzes, den Wettlauf der Wasserträgerinnen von Upfingen und Grabenstetten, den Hahnen- und Bechertanz der Metzgerpaare, die Sing- und Spielvorführungen der einzelnen Gruppen und den unermüdlich auf- und abgaloppierenden Festordner, der seinen Hut in die Höhe wirft, wenn der Lauf beginnt und der Ordnung auf dem Platze gebietet.

Am Nachmittag trifft man sich auf dem Rummelplatz, beim Vesper in den Wirtschaften, bei der Festaufführung und beim Tanz. Wenn aber am Abend das Feuerwerk von der Festung Hohenurach sich über die Stadt ergossen hat und die farbigen Lichter verlöscht sind, dann ist es Zeit, den nächtlichen Heimweg anzutreten.

Neben dem schäferlichen hat sich viel bäuerliches und handwerkliches Kulturgut hier erhalten. Trotzdem beherrscht der Schäfer mit den ihm eigenen Überlieferungen und Gewohnheiten diesen Tag. Was bedeutet ein solches Gemeinschaftserleben doch gerade für ihn, der sonst einsam auf seiner Hardtweide steht, die Nacht draußen beim Pferd verbringt und wenig Umgang mit Menschen hat! Dabei ist er ja keineswegs menschenfeindlich; im Gegenteil, wieviel Humor, Erzähler- und Unterhaltungsgabe gibt es in diesem Beruf! Von den Wanderzügen im Frühjahr und Herbst bringt er aus der Pfalz, aus Bayern, vom Main und Bodensee Gehörtes und Gesehenes mit und mancher weiß noch von den regelmäßigen Zügen durch Lothringen bis hin nach Paris zu berichten.

Der Schäfer mit seiner Herde gehört zum Bilde unserer Alb. Er steht als Mensch inmitten der Fülle des lebendigen Überlieferungsgutes unseres Volkes. Das Weiden und Wandern, der tägliche und jahreszeitliche Gang seiner Arbeit gliedert sich in die Naturgegebenheiten und Wirtschaftsverhältnisse des Landes ein. In Urach aber ist der Schäfer an Jakobi Ehrengast. Die Stadt im grünen Kranz der Albberge hat dem schwäbischen Schäferstand eine Heimstätte bereitet, in der sich sein reiches ständisches Kulturgut erhalten hat und so zum Gemeingut des ganzen Volkes werden konnte. Das Schäferfest ist in Urach über das Zunftfest hinaus ein wahres Volks- und Heimatfest geworden.

450 Jahre Amanduskirche Urach

Von Hans Köpf

Urachs Bedeutung für die spätgotische Kunst in Schwaben ist heute noch kaum richtig gewürdigt. Allein schon die Tatsache, daß Uracher Meister um 1500 in allen bedeutenden Städten Schwabens nachgewiesen sind, sollte zu denken geben. Martin von Urach arbeitete in Hirsau und Reutlingen, Christoph von Urach in Besigheim, Ehingen und Herrenberg, Jakob von Urach in Schorndorf und Hall, Hans von Urach in Gmünd, Öhringen, Heilbronn und Hall. Uracher Werkleute, deren Steinmetzzeichen wir kennen, die uns jedoch dem Namen nach unbekannt sind, haben im ganzen Unterland eine reiche Tätigkeit entfaltet. Ist es nicht auffallend, daß so zahlreiche und vor allem so bedeutende

Meister aus dem anscheinend so verträumten Städtchen Urach kamen? Noch auffallender ist allerdings, daß wir gerade in Urach kaum noch Spuren ihres Wirkens vorfinden. Vieles mag zwar verschwunden, vieles dem Unverstand der Zeit zum Opfer gefallen sein. Die Ursachen liegen aber dennoch tiefer: Sie liegen in der Geschichte Urachs und Württembergs begründet.

Urach war nach der Teilung des Landes unter den Brüdern Ulrich und Ludwig Residenzstadt des letzteren geworden und so Stuttgart gleichgestellt. Ludwig, der nur kurz regierte und noch in jungen Jahren starb, konnte die Kleinstadt kaum aus ihrem Dornröschenschlaf erwecken. Auch sein Nachfolger

Eberhard – beim Tod des Vaters noch ein Kind – hatte zunächst andere Sorgen, als an eine würdige Gestaltung der Residenz zu denken. Glühende Kohlen versteckte er damals noch in den Türschlössern, damit sich nichtsahnende Besucher die Finger verbrannten. Die Vormundschaft des biedereren Stuttgarter Oheims Ulrich wirkte sich auf Eberhard ungünstig aus. Mit inniger Liebe hing Eberhard dagegen an seiner Mutter Mechthild von der Pfalz. Häufig weilten Eberhard und seine Mutter in Heidelberg, der damals glänzenden Residenz der Rheinpfalz. Der Heidelberger Oheim Friedrich war eine Herrscherpersönlichkeit, die dem jungen Eberhard weit mehr imponierte als Graf Ulrichs hausbackenes Wesen. In Heidelberg fand Eberhard Künstler und Wissenschaftler, und der Pfalzgraf tat gerne etwas für die kleine Residenz Urach, wenn er auch nicht ganz uneigennützig war und politische Ziele damit verfolgte.

Sicher ist, daß nicht nur der Oberwerkmeister Hans aus der pfälzischen Nebenresidenz Zweibrücken nach Urach kam, auch Meister Peter von Koblenz kam auf diesem Weg in das damals unbedeutende Urach. Daß man lange Zeit annehmen konnte, Meister Peter stamme aus dem kleinen Schweizer Ort Koblenz, zeigt ganz deutlich, wie wenig man bisher die Querverbindung dynastischer Art kannte. Für Zweifler sei noch nachgetragen, daß sich Peter auch „von Werkhausen“ (einem Dorf bei Koblenz im Mittelrheingebiet) nennt. Meister Peter zog eine ganze Reihe weiterer rheinpfälzischer Meister nach Schwaben nach. Er konnte die vielen Kirchenbauten, die damals allorts im Uracher Landesteil entstanden, nicht alle selbst durchführen und war auf die Mitarbeit einer ganzen Anzahl von Unterwerkmeistern angewiesen. Auch in Urach findet man neben dem Schild Peters am Chorgewölbe ein zweites Meisterzeichen, das demjenigen Peters zum Verwechseln ähnlich sieht. Daß es sich fast bei allen Uracher Meistern um eine gemeinsam ausgebildete Gruppe handelt, beweist die verblüffende Ähnlichkeit ihrer Steinmetzzeichen.

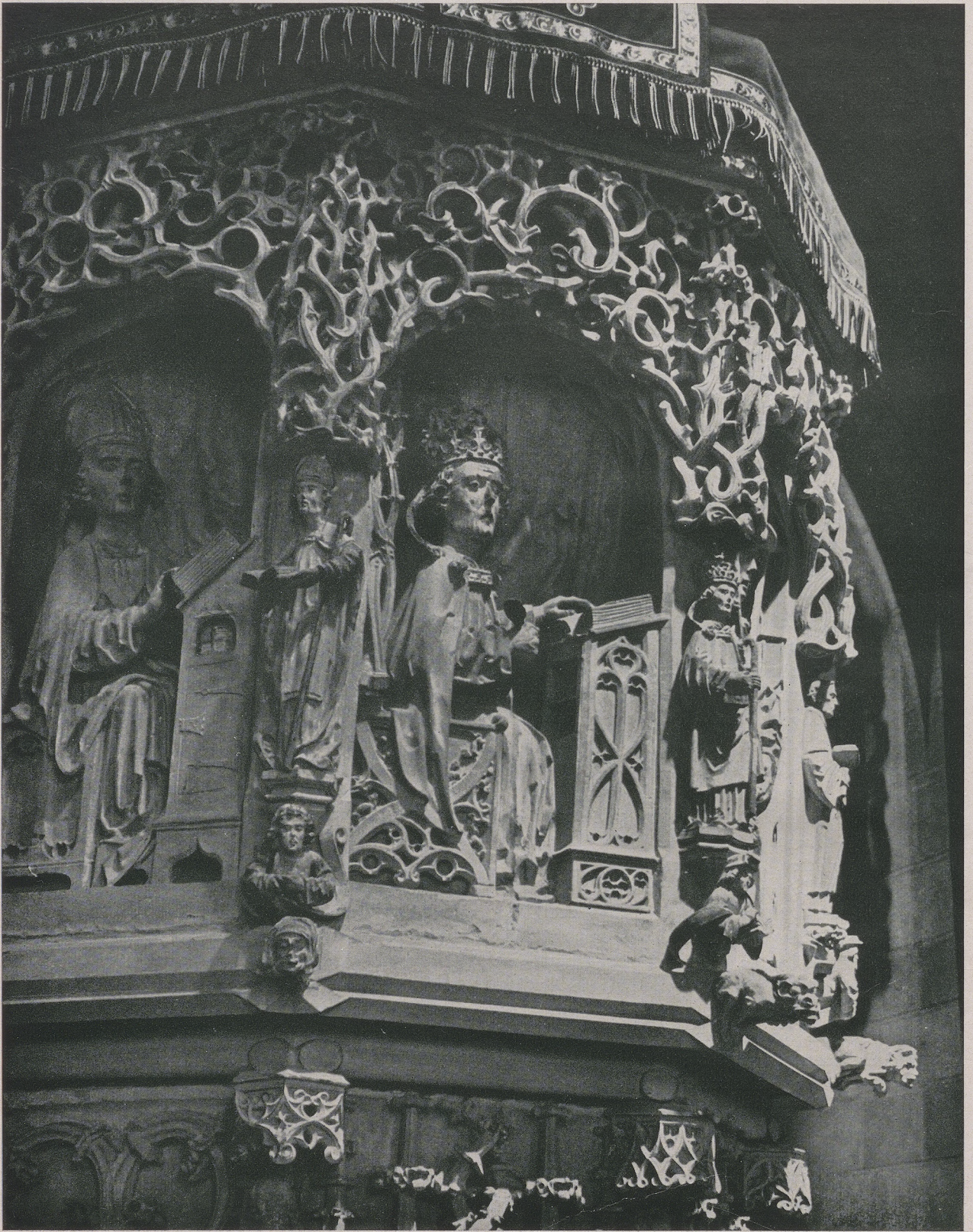
Nicht nur die Werkmeister, Bildhauer, Zimmerleute und Steinmetzen kamen aus der Rheinpfalz, auch die Brüder vom gemeinsamen Leben, die auf Eberhard in der Folgezeit einen großen Einfluß gewannen, stammten meist aus dem Mittelrheingebiet. Den Propst Gabriel Biel lernte Eberhard in Heidelberg kennen. Biel war einer der engsten Vertrauten des Fürsten. Er ist nicht nur an der Gründung der Tübinger Universität mitbeteiligt, er half Eberhard auch allorts „Kappenstifte“ – so nannte man näm-



Amanduskirche in Urach: Blick in das Langhaus mit Chor
Aufnahme: Holtmann

lich die Ordensniederlassungen der Brüder vom gemeinsamen Leben – neu zu gründen. So erklärt sich die merkwürdige Tatsache, daß im Uracher Landesteil damals noch fünf neue Kappenstifte entstanden, als anderswo sich die Klöster bereits in Schwierigkeiten befanden. In Dachsenhausen, Dettingen (Erms) und Herrenberg zogen die „Kappenherren“ ein, die wichtigsten Kappenstifte waren jedoch zweifellos Urach und „Einsiedel“ bei Tübingen.

Vor der Vereinigung der beiden Landesteile im Jahre 1482 war das Hauptaugenmerk des Fürsten sicher auf die Stiftung St. Amandus in Urach gerichtet. Diese führende Stellung der Uracher Stiftskirche genügte, um hier einen Kristallisationspunkt zu schaffen, der auch dann noch nachwirkte, als Urach seine Rolle als Residenzstadt ausgespielt hatte und als der Fürst, der so ungemein viel für Urach getan hat, noch viel zu jung im Jahre 1496 die Augen für immer schloß. Die unruhigen Zeiten, die auf Eberhards Tod folgten, taten ein weiteres, um das kaum aufgeblühte Kunstleben wieder auszulöschen. Die meisten der Künstler verließen das



Die Kanzel in der Uracher Amanduskirche

Aufnahme: Holtmann

ungastliche Land eines Herzogs Ulrich, um anderswo ihr Brot zu suchen. Zwar entstanden um und nach 1500 in Urach noch der Marktbrunnen und der Taufstein, und auch Peter von Koblenz, der 1482 mit Eberhard nach Stuttgart gezogen war, ist 1501 wieder „dasselbst in Urach seßhaft“. Bezeichnend ist, daß auch noch damals der fast versiegende Zustrom neuer Kräfte aus der Rheinpfalz kam.

Die Uracher Amanduskirche ist in ihrer Eigenart durch die geschilderten geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Zusammenhänge klar umrissen. Begonnen wurde sie unmittelbar nach der Hochzeit Eberhards mit Barbara Gonzaga aus Mantua. 1477 bereits übernahmen die Kappenherren die Anlage, die kaum über die Grundmauern hinausgewachsen war. 1501 gab es Streit mit Peter von Koblenz. Sicher konnten die armen Baupfleger nichts mehr bezahlen, als es an die Abrechnung ging. Sie warfen deshalb dem Baumeister kleine Mängel in der Bauausführung vor, um die Bezahlung hinauszuzögern. Dies tat man im Mittelalter gerne, wenn die Kassen leer waren, denn die Prozesse währten lange, so daß man willkommenen Aufschub hatte. Da dies die letzte Baunachricht von St. Amandus ist, können wir heute mit gutem Recht behaupten, daß die Uracher Stiftskirche vor nunmehr genau 450 Jahren vollendet war.

Der architektonische Aufbau des Gotteshauses ist für die damalige Zeit außergewöhnlich. Während man damals allerorts in Schwaben die großen Hallenkirchen mit drei fast gleich hohen Schiffen unter der schlichten Haube eines einzigen großen Daches errichtete, griff Peter von Koblenz wieder auf die alte Form der Basilika zurück. Das Uracher Mittelschiff hat – wenn auch nur in den oberen Schildbogenswickeln – eigene Fenster und kann sogar das konstruktive Gerüst des Strebewerks nicht entbehren, wenn sich auch die Strebebögen schüchtern unter den Seitenschiffdächern verbergen. Auch die Streben der Seitenschiffe sind nach spätgotischer Art in den Innenraum „eingezogen“ und bilden flache Kapellennischen, was fraglos zur Belebung des Raumbildes beiträgt. Charakteristisch für die Bauhütte des Peter von Koblenz sind die figürlichen Konsolen, auf denen die Seitenschiffgewölbe aufruhend.

Der Uracher Innenraum läßt die behäbige Grundstimmung der schwäbischen Hallenkirchen vermissen. Ein kalter, herber Zug geht vom hohen Mittelschiff aus. Man glaubt noch einen Hauch der Bettelordensarchitektur zu verspüren. Ursprünglich werden wohl

Glasgemälde den Raum in ein farbiges Leuchten versetzt haben. Leider ist nicht mehr viel von der einstigen Pracht der Glasmalereien vorhanden. Die Schäden, die der 30jährige Krieg und die Explosion der Pulvermühle angerichtet haben, sind sogar am Baubestand abzulesen. Nur vier Scheiben sind heute noch in dem Chörlein erhalten, das man nachträglich am Ostende des südlichen Seitenschiffs angefügt hat. Drei dieser Scheiben sind Stiftungen des Landhofmeisters Hans von Bubenhofen und gehen auf den bekannten elsässischen Glasmaler Peter von Andlau zurück, der ungefähr gleichzeitig für den Chor der Stiftskirche im nahen Tübingen prächtige Glasgemälde geliefert hat.

Die Uracher Kanzel gehört im Aufbau zu den reichsten Stücken ihrer Art. Während man anderswo die Kanzel auf einen Kanzelfuß stellte, der Kanzelkorb und Kanzelbrüstung trägt, ist in Urach jede Ecke der Brüstung durch einen eigenen Pfeiler unterbaut. Die Feinheit und Differenziertheit des Meißelwerks ist erstaunlich, um nicht zu sagen virtuos. Es läßt sich allerdings nicht verleugnen, daß diese Kunst, die mit kleinen und kleinsten Maßstäben rechnet, kraftlos und fast senil geworden ist. Winzige Statuetten (zum Teil ergänzt!) stehen an diesen Stützen. Sie werden charakterisiert durch eine nervöse Unruhe, die alle Bewegungen durchzuckt. Auch die Kirchenväter an der Kanzelbrüstung sind von ähnlicher Art. Nicht uninteressant, daß in dieser Reihe der Kirchenväter auch der Kanzler der Pariser Universität vorkommt – ein Zeichen, wie hoch man die Wissenschaft in dieser Zeit einschätzte.

Zwei Jahrzehnte später schuf Christoph von Urach den prächtigen Taufstein mit den bekannten Prophetenhalbbüsten, in welchen sich das Menschenbild der neuen Zeit dokumentiert. Ein Junker mit Barett und Feder hat sich dort eingeschlichen – gleich dem Herzog, der damals in rotem, edelsteinübersätem Gewand einherstolzte. Die Zeit des frommen Grafen Eberhard, der im gebliebenen Einsiedel in der schlichten Kutte eines Kappenherrn bestattet wurde, war neuen Sternen gewichen. Eberhard, dessen köstlich illustriertes Gebetbuch heute in der Landesbibliothek aufbewahrt wird und dessen Bettstuhl noch in der Amanduskirche steht, war eben von anderer Sinnesart als sein Nachfolger Ulrich, der mit dem Gut der aufgelösten Kappenstifte eine Musikkapelle gründete. Mit der Auflösung des Uracher Kappenstiftes war auch Urach wieder die stille Landstadt von einst.



NEUE KIRCHEN- FENSTER IN REINSBERG



Die nebenstehend abgebildeten Glasfenster befinden sich in der Kirche in Reinsberg bei Schwäb. Hall. Die Fenster sind etwa 120 cm hoch. In ihrer leuchtenden Farbigkeit – das eine ist auf roten, das andere auf blauen Grund gestellt – passen sie sich dem Raume der in der Barockzeit umgebauten gotischen Dorfkirche gut an. Der Künstler, Wolf-Dieter Kohler (geb. 1928), Sohn des 1945 gefallenen bekannten württembergischen Kirchenmalers Walter Kohler, studiert seit 1946 an der Stuttgarter Akademie und ist Meisterschüler in der Klasse von Prof. Rudolf Yelin.

Wie ist der heutige Bodensee entstanden?

Von E. Grünvogel

Der Bodensee in seiner heutigen Umgrenzung ist nur ein (zufälliges) Augenblicksbild seiner Entwicklung. Von seinen Zuflüssen, insbesondere vom Rhein, werden ihm alljährlich Massen von Geschieben und Schlamm zugeführt. In entsprechend langen Zeiträumen wird er völlig zugeschüttet und damit verschwunden sein. Da die Auffüllung aber nicht erst heute begann, sondern seit langen Zeiten erfolgte, muß er früher größer gewesen sein, als er jetzt ist, und sich allmählich verkleinert haben.

Wir beschränken uns auf die Zuschüttung durch den Rhein, da die anderen Zuflüsse stark zurücktreten. Ein Blick vom Gebhardsberg bei Bregenz auf den See genügt für jeden aufmerksamen Beobachter, um zu erkennen, daß der Bodensee früher noch ein gutes Stück rheintalaufwärts nach Süden gereicht haben muß. Schon vor etwa einem halben Jahrhundert hat der bekannte Geologe Rothpletz gelehrt, daß der Bodensee einst auch das ganze Rheintal vom heutigen Süd-Ostrand des Sees aufwärts bis mindestens Chur erfüllt habe, ja er sieht sogar den Züricher- und Walensee damals durch das Seetzal mit diesem Rheintalsee verbunden und nennt deshalb das ganze zweigabelige Seensystem Rhein-Linthsee. Der Gedanke einer Verbindung des Rheintalsees mit dem Walen- und Zürichersee war nach den heutigen geographischen Verhältnissen sehr naheliegend. Bestand ja bei Rheinüberschwemmungen wiederholt Gefahr, daß der Strom bei Sargans zum Walensee durchbreche, weshalb Zürich die Rheinwuhre (Hochwasserdamm) von Ragaz bis Sargans mitunterhalten mußte. Der Auffassung des Münchener Forschers trat der Züricher Professor Albert Heim, sonst sein großer Antipode, voll und ganz bei. Nun hat *Blumrich* im 68. Heft (1941/42) der Schriften des Bodenseegesichtsvereins zu dieser und den damit zusammenhängenden Fragen wiederum Stellung genommen. Diese neueste Beleuchtung des Problems sei den folgenden Ausführungen zugrunde gelegt.

Für die Frage, wie weit der heute in 395 m Meereshöhe gelegene Bodensee einst von seinem jetzigen Ostufer nach Süden ins Gebirge gereicht hat, ist die höchste, je von ihm erreichte Spiegelhöhe wichtig. Rothpletz nahm 430 m an. Nun hat sich aber gezeigt, daß die Geländeterrassen in der Umgebung des Sees auf diesem oder einem ähnlichen Niveau,

die man früher für die Ränder eines ehemaligen höheren Bodensees hielt, nichts mit dem Bodensee zu tun haben. Sie stammen in Wirklichkeit von Eisrandgewässern des über den heutigen Bodensee hinaus vorgeschobenen Rheingletschers. Das Bodenseebecken selbst war also damals, gegen Ende der Eiszeit, nicht mit Wasser, sondern samt seinem Nachbargebiet völlig mit Eis gefüllt. Gewisse Gründe sprechen dafür, daß der Gletscher nach weiterem Zurückweichen des Eisrandes auf die Höhe 415 m das Bodenseebecken nicht mehr bis zum Grunde füllte. Immerhin reichte er bei diesem Stand noch etwa bis Immenstaad und Romanshorn, so daß man erst westlich dieser Linie von einem echten, d. h. eisfreien Bodensee sprechen kann. Den ersten nahezu vollständigen Bodensee finden wir erst bei einer Spiegelhöhe von 410 m (das Absinken um 5 m war durch die Abflußverhältnisse bei Stein a. Rh. bedingt). Jedoch gerade der äußerste Ostteil des Bodenseebeckens zwischen Lindau und Bregenz trug noch den Gletscher, natürlich erst recht das heutige Rheintal von hier aufwärts. Auch bei einem späteren Stillstand des Wasserspiegels auf 405 m Höhe hatte sich der Gletscher zwar aus dem Rest des heutigen Bodenseebeckens, jedoch bestimmt noch nicht aus dem ganzen anschließenden Rheintal zurückgezogen. Nach *Blumrich* kommt erst eine Spiegelhöhe des Sees von 400 m für sein weiteres Eindringen südwärts in das Gebirge hinein in Frage. Die Rothpletz'sche Annahme einer Spiegelhöhe von 430 m besteht also nicht zu Recht.

Nicht minder bedeutungsvoll ist für unsere Frage die Mächtigkeit der nacheiszeitlichen Flußablagerungen im Rheintal oberhalb des heutigen Sees. Natürlich hätte ohne Annahme einer bedeutenden Mächtigkeit derselben die Behauptung gar nicht aufgestellt werden können, der Bodensee hätte einst bis Chur gereicht. Der Boden des heutigen Rheinstroms steigt ja vom Ostrand des Bodensees dorthin allmählich auf 558 m an. Vollends hätte eine Feststellung von gewachsenem Fels im Talboden oder in geringer Tiefe eine bedeutendere Ausdehnung des früheren Bodensees ins Rheintal als unmöglich erwiesen. Abgesehen von örtlichen Vorkommen einzelner halbabgesunkener Inselberge ist aber das ganze Tal von den nacheiszeitlichen Geröll- und Schlammmassen gefüllt, die der Rheinstrom und seine Nebenflüsse in den Rhein-

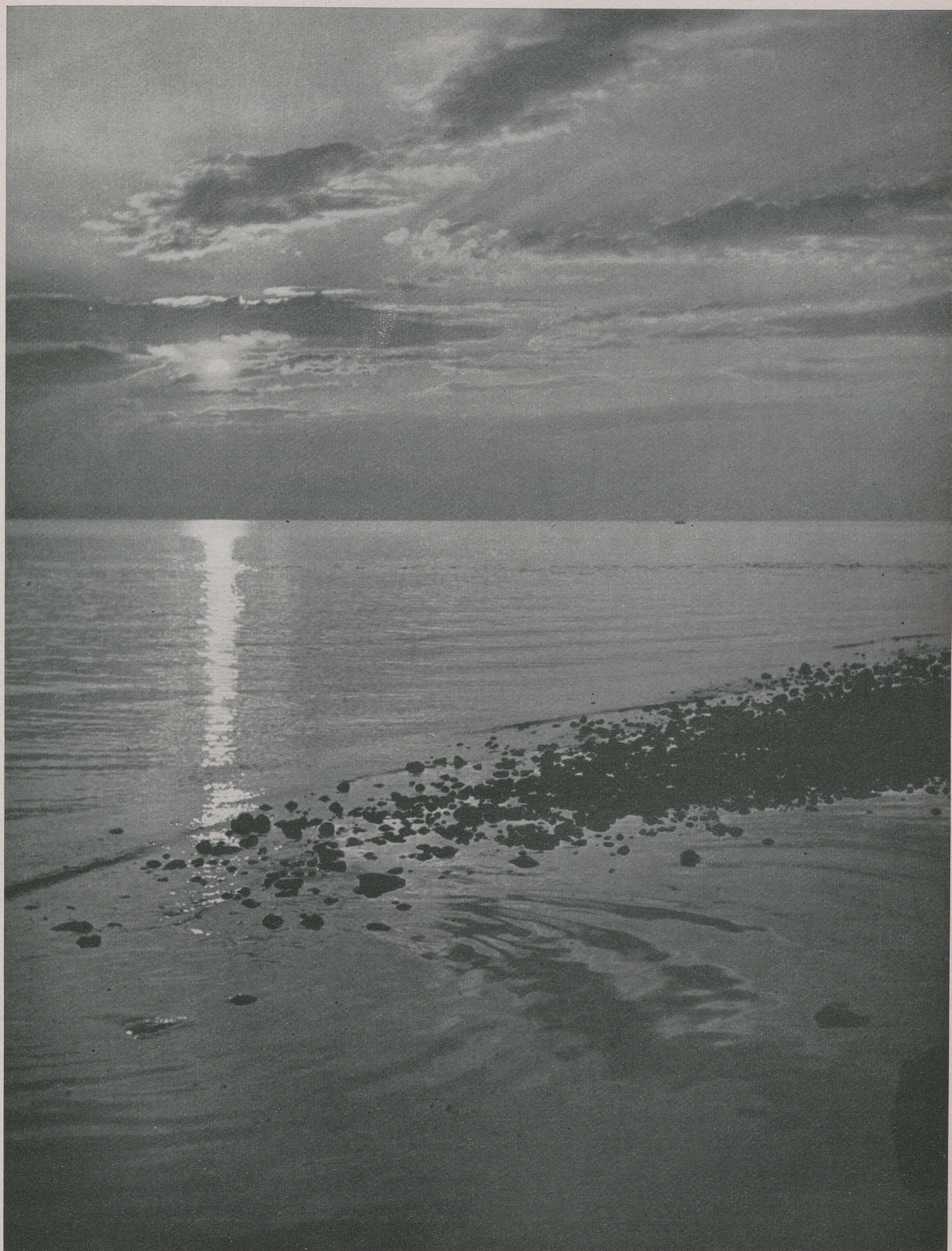
talsee geschüttet haben. Sie muß man sich wegdenken, wenn man sich am Schluß der Eiszeit, also vor etwa 20 000 Jahren, den Bodensee von 400 m Spiegelhöhe vorstellt. Über dem felsigen Grund konnte sich damals nur eine dünne Moränendecke befinden, die der Gletscher beim Abschmelzen hatte liegen lassen. Bis heute wurde noch keine Bohrung bis zum Felsgrund gemacht, so weiß man über die Mächtigkeit der nacheiszeitlichen Ablagerungen nichts Sicheres. Rothpletz nahm 150 m an; nach Albert Heim könnten es gar über 200 m sein. Blumrich hält 100 m eher für richtig als 150 m. Auf Grund von Berechnungen kommt er bei 150 m Mächtigkeit zu dem Ergebnis, daß der See sich zwar über Landquart hinauf, jedoch nicht bis Chur erstreckte. Bei 100 m Taltiefe hätte der See nicht einmal mehr nach Ragaz reichen können, wenn er auch noch Sargans überschritt. Auf jeden Fall erklärt er es als recht unwahrscheinlich, daß der Rheintalsee je bis Chur gereicht habe. Auch bei Landquart könnte der See nur dann als erwiesen gelten, wenn eine Bohrung daselbst ergeben würde, daß die nacheiszeitlichen Talaufschüttungen unter 400 m NN hinabreichen. Immerhin steht auch ohne solche Nachprüfung einwandfrei fest, daß der Bodensee von seinem heutigen Ufer einst weit nach Süden reichte.

Wie vollzog sich nun die Zuschüttung des Rheintalsees bis zum Ostufer des heutigen Bodensees? In ihn mündeten der Rhein und alle seine heutigen Nebenflüsse, außerdem die Dornbirner und Bregenzer Ach, die stets selbständig blieben, sowie die Seez und damit auch die Zuflüsse des heutigen Walen- und Züricher Sees. Die von ihnen zugeführten Schlammassen, zumeist Zerreibsel der sogenannten Bündner Schiefer, drangen weithinein in den See vor, ehe sie sich absetzten. Aus dem mitgeführten Sand und Schotter jedoch baute zunächst jeder der Flüsse sein eigenes Delta an der Einmündungsstelle in den See auf. Nach Norden bis Schaan-Buchs war das Tal eng und die Seetiefe gering, so daß die Schotterkegel des Rheins und später auch der Landquart rasch wuchsen und das Schotterfeld die ganze Talbreite erfüllte. Ehe der Rhein mit seinen Schottermassen nach Sargans gelangte, hatte die Seez dort nach Ansicht Blumrichs ein mächtiges Delta aufgebaut, so daß der Rhein niemals mit seinem ganzen Wasser, sondern nur gelegentlich mit seinem Überschuß an Hochwasser durch das Seeztal zum Walensee geflossen ist. Von Schaan-Buchs an aber besaß der Rheintalsee mit 7 bis 10 km eine solche Breite, daß er vom Schotterfeld des Stroms nicht mehr ganz ausgefüllt werden konnte. Die Schotteraufschüttung

beschränkte sich vielmehr auf eine mittlere Zone, während seitlich große Wasserflächen frei blieben, in denen sich wie zuvor nur Feinsand und Schlamm (ihre Ablagerung war ja teilweise der des Schotters vorausgeeilt) niederschlugen. Diese Gewässer blieben vielfach als Seen fast bis heute erhalten. Zum Teil bildeten sich hier die großen Torflager, andere verlandeten infolge besonders reicher Schlammzufuhr. Zur Verlandung haben ferner die mächtigen Schotterkegel der Ill und Frutz beigetragen.

Bis 30 m tiefe Bohrungen in solchen Rieden erschlossen unter 10 bis 15 m Torf rein mineralische Substanz, meist Letten. Blumrich glaubt, daß letztere in der kalten Klimaperiode, welche von 20 000 bis 8000 v. Chr. reicht, entstand, der Torf dagegen in der niederschlagsreicheren „Nachwärmezeit“ von 800 v. Chr. bis heute. Ablagerungen der dazwischenliegenden trockenwarmen „Wärmezeit“ würden also fehlen. Er vermutet, daß in dieser Zeit die Flüsse wegen ihrer Wasserarmut zu keiner wesentlichen Anlandung mehr befähigt waren. Aus demselben Grund senkte sich der Spiegel des Sees (wie O. Paret neuerdings angibt, noch tiefer als man bis jetzt meinte) und damit auch das Grundwasser des verlandeten Rheintals, wodurch dessen Austrocknung noch gesteigert wurde. Ob aber die nur 30 m hinabreichenden Bohrungen in Anbetracht der viel größeren Mächtigkeit dieser Ablagerungen die Zuordnung zu den genannten Klimaperioden erlauben, erscheint doch noch zweifelhaft, ohne Pollenanalyse zum mindesten unerwiesen.

Von diesem gesamten Geschehen ist das, was sich heutigentags am Südostufer des Bodensees abspielt, nur ein zeitlich und örtlich zufälliger Ausschnitt. Immerhin ist das, was dort geschieht, interessant genug. Das älteste Rheindelta war am Rohrspitz. Es besteht nur aus Schlickmassen. An dessen Stelle trat später das Delta bei Rheineck (Rheinspitz), das sich bis zum Jahre 1830 ebenfalls aus reinem Schlamm aufbaute. Erst 1830 waren zum erstenmal kleine Gerölle beigemischt. 20 000 Jahre hatte es also gedauert, bis der Rhein seine Schotter bis hierher brachte. Jedoch brauchte er schätzungsweise 1000 Jahre, um seine Gerölle von Lustenau bis zu der nicht weit entfernten Mündung bei Rheineck vorzuschieben. Der Grund hierfür war sein sehr gering gewordenes Gefälle. Eben deshalb blieben auch seine Gerölle bei Rheineck bis zuletzt klein, erbsen- bis haselnußgroß. Alle größeren Geschiebe lud er oberhalb ab. Dadurch wurde sein Bett ständig erhöht, was hinwiederum zahlreiche Hochwasserkatastrophen (Rheinnot) zur Folge hatte.



Abendstimmung am Bodensee

Aufnahme: Holtmann

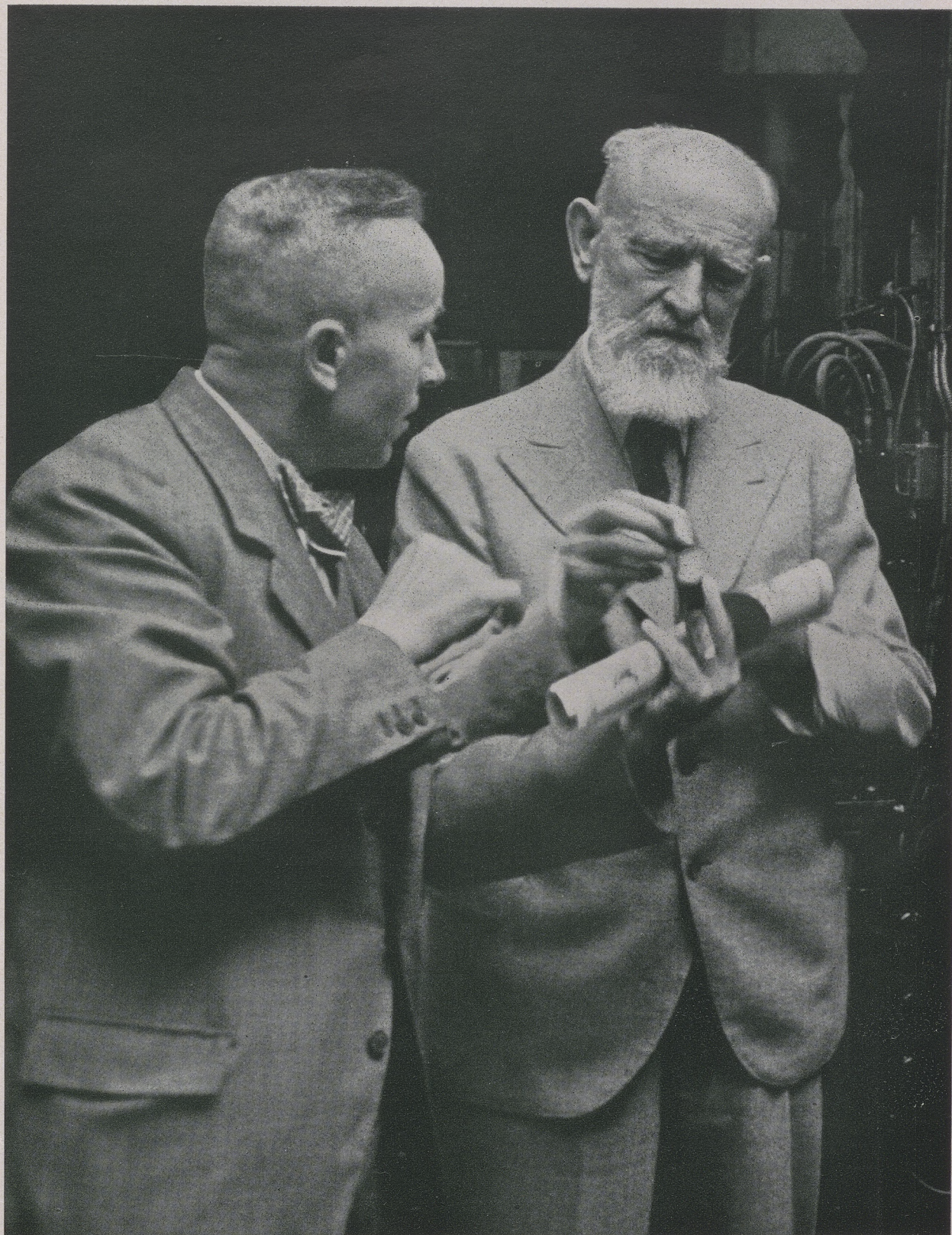
Das ist nun anders geworden. Um die Hochwasserkatastrophen, die ungeheuren Schaden brachten, zu bannen, beschloß man, das Gefälle des Stroms durch Verkürzung des Laufs zu erhöhen. Im Jahre 1900 erfolgte der Durchstich zur Fußacher Bucht, 1923 das Abschneiden der Schlinge von Diepoldsau. Die Stromverkürzung war ein großer Erfolg. Statt sein Bett weiterhin zu erhöhen, fing der Rhein an, sich einzuschneiden und wälzt seitdem ungeheure Massen von Schlamm, Sand und auch grobem Geröll unmittelbar in den See. Schon 1905 waren seine Schotter bis zur neuen Mündung bei Fußach vorgedrungen. Auf drei Millionen Kubikmeter im Jahr, etwa einem Würfel von 20 m Seitenlänge im Tag entsprechend, wird die Gesamtmenge des von ihm dem Bodensee zugeführten Materials geschätzt. Vor der Zeit des Durchstichs war es nur knapp der fünfzigste Teil. Das ist das Augenblicksbild. Es wurzelt in einer reichen Vergangenheit, nicht minder aber weist es in die Zukunft. Das Ende wird – wenn keine neuen geologischen Ereignisse eintreten – die völlige Zuschüttung des Bodensees sein. Wie lange wird das dauern? Das ist die Frage, die am meisten interessiert. Es ist natürlich leicht, den Rauminhalt des heutigen Sees zu dividieren durch die Gesamtmenge des Materials, das dem See vom Rhein und den übrigen Zuflüssen zur Zeit jährlich zugeführt wird. Man erhält so 16 000 bis 20 000 Jahre. Vom Laien wird diese Zeitdauer als sichere Tatsache betrachtet. Diese Zahl wäre jedoch nur dann richtig, wenn die Gesamtzufuhr dauernd so groß bliebe, wie sie heute unmittelbar nach dem Durchstich ist. Allein das wird nicht der Fall sein. Man denke daran, daß die jährlichen Ablagerungen des Rheins vor der Zeit des Durchstichs nicht einmal den fünfzigsten Teil der heutigen betrug. Der vorgenommene menschliche Eingriff bewirkte, daß der Strom sein Bett vertiefte und die Gerölle seines eigenen Betts dem See zuführt. Dieses Einnagen wird jedoch einmal zu Ende gehen. Das Gefälle wird sich langsam, aber stetig vermindern, da das Delta dauernd in den See hinaus

wächst und der Weg des Flusses sich verlängert. Was haben wir durch unseren Eingriff erreicht? Praktisch sicher viel, indem wir auf Menschenalter die Gefahr der Überschwemmungen herabsetzten (daß sie nicht aufgehoben ist, lehrt uns die katastrophale Überschwemmung vom 25. September 1927 trotz des bereits erfolgten Durchstichs und trotz der Wuhren). In geologischer Sicht haben wir nur wenig, grundsätzlich eigentlich nichts vermocht. Wir haben nur die Gewichte verschoben, indem wir den Geröllen einen anderen Stapelplatz verschafften. Die Summe der Gewichte, das riesenhafte geologische Geschehen und die dasselbe ins Werk setzende ungeheure, sich nur langsam, aber in unermeßlichen Zeiträumen auswirkende Kraft haben wir nicht geändert. Und so wirkt denn die Natur nach ihrem eigenen Gesetz weiter. Gerade die Gerölle, deren Ablagerungsplatz der Mensch bestimmt hat, werden mit der Zeit den später folgenden den Zutritt verwehren. Die Geröllschüttung wird wieder zu dem von der Natur gebotenen Maß zurückkehren. Der See wird zugefüllt werden, aber wesentlich langsamer, als den augenblicklichen künstlich und nicht auf die Dauer gesteigerten Ablagerungsbeträgen entspricht. 100 000 Jahre werden dazu nach Georg Wagner kaum hinreichen. Ja der Mensch vermag die Entwicklung noch mehr zu verzögern. Wer die Landschaft am Südostufer des Bodensees genau ansieht, der kann sich leicht vorstellen, wie die Verlandung des Rheintales vor sich ging. Die Geröllanschüttung im See wirkte wegen der Verlängerung des Flußlaufes auf das Gefälle verlangsamen. Das Geröll blieb daher schon oberhalb der Mündung liegen und wirkte jeweils rückstauend, so daß es immer weiter rückwärts liegen blieb und das Tal höher mit Schutt auffüllte, bis ein gewisses Gleichgewicht erreicht war. Dieser Vorgang ist vom Menschen nur aufzuhalten, wenn der mitgebrachte Kies weggeholt wird. Späteren Geschlechtern wird daher die Zuschüttung des Bodensees noch sehr zu schaffen machen.

Gesicht *Von Hans Heinrich Ehrler †*

Ich sah vom hohen Feld im Sonnenschein:
Ein Mann geht unten in den Wald hinein.
Auf einmal ist er aus dem Licht genommen,
Und was sich regte, mit ihm weggekommen.
Es schläft das Land, ich aber denke: dort
Im Wald, da geht der Mann noch immer fort ...
Das Ungeheuer hat ihn aufgeschluckt,

Das wie ein Felltier übers Land sich duckt.
Wo mag er sein? Gehört er noch der Welt?
Ob nicht das Arge ihn am End behält
Und ihn verflucht und ihn versenkt,
Wo kein Gedanke mehr an Wanderer denkt?
Mich fröstelt oben auf dem warmen Rain,
Da geht das Männlein wieder fern im Sonnenschein.



Robert Bosch bei einem seiner letzten Werkbesuche
Zur Erinnerung an die 90. Wiederkehr seines Geburtstages am 23. September 1951

Aufnahme: Holtmann



Lagebesprechung



Der Bock läßt auf sich warten

Dem Weidmann Robert Bosch

zum 23. September 1951

Bald ein Jahrzehnt ist das letzte Halali verklungen über Wald und Fels, über den geliebten Bergen, in denen der rastlos wirkende Mensch Robert Bosch seine Spannkraft immer wieder erneuerte.

In seinem Ohre ist der Klang verhallt, sein Weidwerk war getan.

Er war eins geworden mit Natur, Tier und Mensch. In unseren Ohren aber braust in gewaltigem Rhythmus das Werk fort, das er geschaffen.

Es ist ein Lied der Leistung geworden, das die Welt kennt.

In stillen Tälern, im Waldesrauschen, auf einsamer Klippe formte sich, was in Robert Bosch Gestalt wurde.

„Sei Mensch und ehre Menschenwürde!“ Also seine Losung. So wurde er zum redlichen Heger und Pfleger des ihm anvertrauten Pfundes, als Mensch und Unternehmer. So wird er weiterleben in den Herzen seiner Mitarbeiter, in den Herzen seiner schwäbischen Landsleute.

Th. A.



Im Anschlag



Weidmanns-Heil!

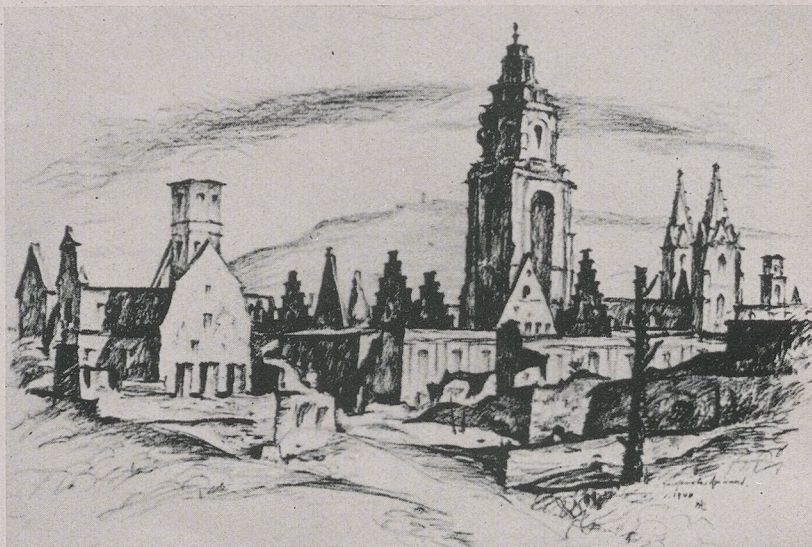
Sämtliche Aufnahmen: Holtmann

Neue Heimat

HEILBRONN

Von Hans Gerber

Heilbronn. Blick auf Deutschhof und Kilianskirche. Zeichnung von Professor Hermann Heuss, der, wie sein Bruder, Bundespräsident Th. Heuss, seine Jugend in Heilbronn verbrachte.



Der zweite Weltkrieg traf von allen Städten unseres Landes Heilbronn am härtesten. Die Altstadt, welche durch die Jahrhunderte das Herzstück der Stadt und der Mittelpunkt des geschäftlichen Lebens gewesen war, wurde völlig zerstört. Aus den ungeheuren Trümmerbergen ragten – freilich auch hart angeschlagen – nur die Türme von St. Kilian, Peter und Paul und des Mahnmales am Hafenmarkt empor; dazu gesellten sich die ausgebrannten und zerbombten Ruinen der Kirchen, des Rathauses, des Deutschhofes – während die Bürgerhäuser, unter denen sich manch ein kulturhistorisch wertvolles befunden hatte, fast ausnahmslos vernichtet waren. Aber auch weite Außengebiete wurden schwer getroffen: die Stadt verlor neben der Hälfte ihres Wohnraumes alle öffentlichen Gebäude – keine Schule, kein Krankenhaus, keine Kirche, kein Verwaltungsgebäude, kein Theater, kein Saalbau, kein Stadtbad, aber auch keine Brücke hatte die Katastrophe überdauert; die einst so regsame und lebensvolle Stadt war ausradiert.

Nach der ersten Zeit des notdürftigsten Sichwiedereinrichtens ging die Stadtverwaltung 1946 an die Planung des Aufbaues, um die Gelegenheit zu städtebaulichen Besserungen – so traurig der Anlaß auch war – nicht ungenützt zu lassen. Man trachtete vor allem, dem modernen Verkehr gerecht zu werden und die Bauweise in neuzeitlichem Sinne aufzulokern. Es ist hier nicht der Ort, die Pläne im einzelnen zu schildern: ihr Merkmal ist die Bescheidung auf das tatsächlich Erreichbare; so wurde der mächtig sich regende Aufbauwille nicht durch zu weitgespannte Planungen behindert und der Bürgerschaft wie der Stadtverwaltung allzu heftige, unfruchtbare

Kämpfe erspart – der Aufbau vollzog sich trotz umfassender Baulandumlegungen vergleichsweise friedlich. Dies war nur möglich, weil der einzelne Bürger ernstlich gehört und seine Aufbauwünsche in geduldiger Kleinarbeit soweit nur irgend tunlich in die Pläne eingearbeitet wurden: der so entstandene Aufbauplan hat nichts Schematisches an sich, sondern wirkt eher „eigentümlich“ – eben, weil er von den Eigentümern, den Bürgern weitgehend mitbestimmt wurde, ja der Ausdruck, das Abbild des die Altstadt erfüllenden Lebens ist. Heimat aber, so scheint uns, kann nicht „entworfen“, sondern nur von der Wirklichkeit, vom lebendigen Leben selbst geprägt werden.

Es liegt auf der Hand, daß Art und Zeitmaß des Aufbaues in erster Linie von wirtschaftlichen Faktoren bestimmt wurden – und ebenso, daß manch vertrautes, liebgewordenes Bild nicht wiederhergestellt werden konnte. Die alte Neckarufer-Bebauung mit den spitzgiebligen Häusern der Fischergasse, Schale einer vergangenen Zeit, ist unwiederbringlich verloren. Getreu dem Grundsatz der Stadt, „Baue ins Trümmerfeld“, sind neue, luftige Zeilenbauten an ihre Stelle getreten, aber der Zusammenklang mit dem standhaft gebliebenen „Götzenturm“ und dem wiedererrichteten „Historischen Museum“ läßt sie, so hoffen wir, mit Alt-Heilbronn in eins wachsen. Die vom Neckar stadteinwärts führende Hauptgeschäftsader, die Kaiserstraße, mußte als Trägerin einer doppelgleisigen Straßenbahn um sieben Meter verbreitert werden. Die Ausweitung erfolgte nach der Südseite, so daß der nördlich anschließende historische Marktplatz nichts von seiner Tiefe und damit

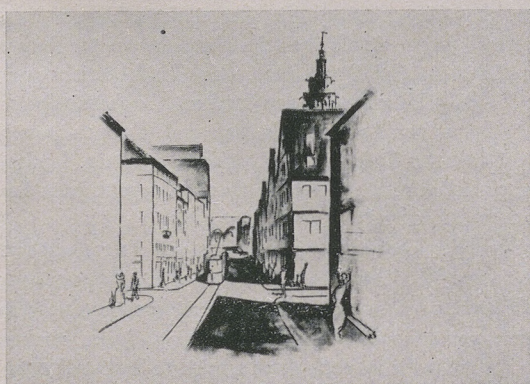


Wirkungskraft einbüßt und der Kiliansturm – das im wesentlichen erhaltene Kleinod der Stadt – beherrschend in die Erscheinung tritt. Der unumgängliche Verkehrsdurchbruch schafft so einen neuen Heimatwert.

Der Kiliansplatz am Ostchor der Kirche war in seiner städtebaulichen Zerrissenheit ein echtes Kind des 19. Jahrhunderts. Er wurde vergrößert und neugeformt. Von dieser Planung schreibt Professor Bonatz in einem Gutachten: „Die vorgeschlagene Abänderung des Kiliansplatzes ist eine klare und eindeutige Schöpfung von städtebaulichem Rang. Die hässliche Öffnung in der Diagonalen verschwindet und es entsteht ein etwa rechteckiger Raum, in welchen der Chor bedeutsam hereinspringt. Dieser Platz steht in

schönem Wechselspiel zum Markt – er gibt Halt und Ruhe im Stadtgefüge.“ – Der neugestaltete Kiliansplatz, der später einen Brunnen als Denkmal des Wiederaufbaues erhalten wird, soll nicht nur dem Verkehr bessere Bahnen geben, sondern auch dem Dasein, dem Verweilen dienen und so ein Stück Heimat werden.

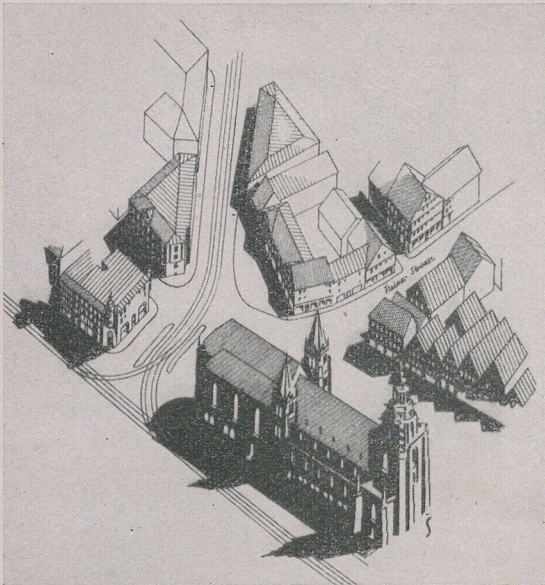
Der Hasenmarkturm, die Peter-und-Pauls-Kirche, der Deutschhof, endlich das Nikolai-Kirchlein wurden gleichfalls wirksam in die Stadtplanung einbezogen; sie geben alten wie neuen Straßen und Plätzen ein Gepräge, wie es Geschäfts- oder Wohnbauten allein nicht vermögen. Wir bekennen uns zu der Überzeugung, daß es die alten Kulturwerte sind, die einer historischen Stadt Charakter, Schönheit und



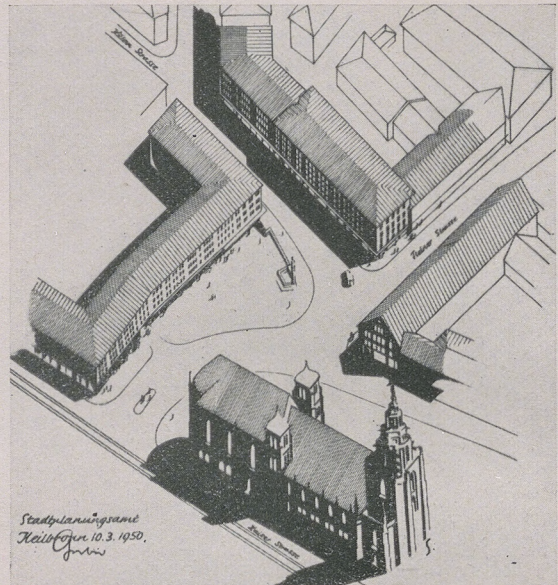
Heilbronn, Kaiserstraße. Vor der Zerstörung



Neuplanung (im Aufbau begriffen)



Kiliansplatz. Vor der Zerstörung



Neuplanung (im Aufbau begriffen)

Rang geben; bestimmend hinzu tritt die Formung der Straßenräume – weit weniger wichtig bleiben die einzelnen Geschäftshäuser mit ihren schnell wechselnden Gesichtern. Freilich müssen wir darauf achten, daß auch sie sauber gestaltet werden – doch dürfen die Bauvorschriften, soll keine Kulissenwelt entstehen, den Wünschen und Erfordernissen der Bauenden nicht zuwiderlaufen. Dies gilt auch für die vielumstrittene Dachform. In Heilbronn wurde in der härtesten Notzeit mit dem Aufbau begonnen; damals gab es praktisch keine andere technische Möglichkeit als

das steile ziegelgedeckte Dach, das zudem wegen seiner Ausnützbarkeit wirtschaftlich erwünscht ist; darum wurde es gewählt, unbekümmert um Dogmen, die „an sich“ richtig sein mögen. Der Aufbau jeder einzelnen Stadt ist eben kein abstraktes „Ding an sich“, sondern eine höchst konkrete, individuelle Aufgabe. Erfolgt ihre Lösung in ruhiger Überlegsamkeit nach den jeweiligen Gegebenheiten, so wird unseren Städten die Vielfalt erhalten oder neugeschenkt, die seit je ihren Reichtum ausmachte und sie uns zur Heimat werden ließ.

Marksteinzeugen

Wesen und Wandel eines alten Rechtsbrauchs

Von F. H. Schmidt-Ebhausen

Zahlreich überliefert die Volkssage Erzählungen über Grenzfrevler, die nach ihrem Tode ruhelos an der Stätte ihrer Freveltat umgehen müssen, weil sie zu Lebzeiten Grenz- oder Marksteine heimlich versetzten, um ihren eigenen Grundbesitz zum Nachteil des Nachbarn oder der Gemeinde zu vergrößern. In den Augen des Volkes ist das unerlaubte eigensüchtige Versetzen von Grenzsteinen ein fluchwürdiges Verbrechen, tastet es doch die durch Sitte, Recht und Gesetz gesicherte Grenze des persönlichen oder gemeinschaftlichen Besitzes an. Den Täter, dem sein Verbrechen nachgewiesen werden konnte, bedrohten schwerste Strafen an Leib und Leben, wie etwa Eingraben am Tatort bis zum Hals und Abpflügen des Kopfes.

Noch stehen im Lande unzählige alte, verwitterte Grenz- und Marksteine, kündend von einstigen, oft sehr komplizierten Besitz- und Rechtsverhältnissen. Diese Steine bezeichnen nicht nur Staats- und Ländergrenzen, sondern auch die Umgrenzung der Gemeindemarkungen und innerhalb dieser, sie oft überschneidend, bestimmte Rechte des Zehnten, der Durchfahrt, des Weidebetriebs, der Wald- und Holznutzung, der Jagd und Fischerei. Durch Anbringung von Inschrift, Zeichen und Wappen weisen sie sich aus als Dokumente staatlichen, privaten, landes- und grundherrlichen, gemeindlichen oder geistlichen Besitzes und Anspruchs.

Grenzen jeglicher Art wurden in alter Zeit nach den natürlichen Gegebenheiten des Geländes (Wasserläufe, Gebirgztüge, Täler, Felsblöcke) bezeichnet, auch durch eigens gezogene Gräben (Landgräben), durch Hecken usw., wo notwendig, auch durch markierte Bäume (Kreuzbäume, Lachbäume). Sie durch gesetzte behauene Steine zu kennzeichnen, soll nach Th. Knapp auf römisches Vor-

bild zurückzuführen sein. Diese Marksteine wurden – und werden – in gewissen Abständen auf der Grenzlinie gesetzt, wobei man die mit Zeichen (Ortsnamen, Wappen, Fleckenmal, Jahreszahl) versehenen „Hauptsteine“ und die dazwischen stehenden „Läufer“ ohne besondere Merkmale unterscheidet. Letztere dienen lediglich zur deutlicheren Bezeichnung des Grenzverlaufs. Auf die Oberseite des Marksteins wird eine Kerbe, Rinne oder „Grinne“ eingehauen, die die Richtung der Grenzlinie anzeigt. Entsprechend der Grenzrichtung verläuft diese Rinne oft auch im Winkel oder Haken, bei Aneinanderstoßen mehrerer Markungen finden sich Zwerch- und Kreuzrinnen.

Das Geschäft der Grenzziehung und -markierung und der Grenzkontrolle ist Sache besonders Beauftragter. Sie bilden eine Art Grenzkommission, in Württemberg meist „Untergänger“, „Schieder“, „Feldgericht“ oder nach ihrer Zahl „Siebener“ genannt. In bestimmten Zeitabständen wurde früher die Grenze vom „Untergang“ oder „Felduntergang“ abgesprochen, um, wo nötig, die Markierung wieder instandzusetzen. Alte Untergangsprotokolle finden sich noch häufig in den Archivalien. In ihnen ist der Grenzverlauf von Stein zu Stein genau beschrieben. Solche mit beigefügter Karte sind besonders wertvoll. Zum „Untergang“, einer wegen der Bedeutung für die Gemeinschaft wichtigen und feierlichen Angelegenheit, wurde vielfach die Jugend mitgenommen, damit sich das Wissen um das ungeschriebene Grenzrecht von Generation zu Generation fortpflanzte. Eigenartige Bräuche, wie den Buben verabreichte Ohrfeigen, dienten zur besseren und dauerhaften Einprägung des wichtigen Rechtsvorgangs. In einer Dorf- und Ruggerichtsordnung von Buttenhausen (1601 ff.) heißt es: „Damit die markung und gränze wenigstens einem großen theil der hiesigen burger bekannt sein und im Gedächtnis bleiben möge, so solle längstens alle zehen jahre der vorsteher und das ganze feldgericht die markung umgehen und hiezu fünf junge männer, fünf erwachsene ledige pursche und fünf schulbuben von 12 bis 14 jahren nehmen und diesen alle hauptmarksteine zeigen.“

Von der Versuchung, vermeintlich zu gering bemessenen Grundbesitz durch eigenmächtige Korrektur der einmal festgesetzten Grenzmarkierung zu vergrößern, war der Schritt zur Ausführung einer solchen Korrektur nicht groß. Daß mancher dieser Versuchung erlag, beweisen die drakonischen Strafmaßnahmen und die große Zahl der Sagen von umgehenden Marksteinversetzern. Um sich vor solcher unberechtigten Grenzkorrektur zu schützen, verwendete man schon frühzeitig neben den sichtbar im Gelände befindlichen Grenzzeichen besondere geheime Merkmale. E. v. Künßberg weist die Anwendung solcher Geheimzeichen bis zurück in das alte Indien nach. Wie Th. Knapp die Steinsetzung, führt v. Künßberg die Sicherung der Grenzbezeichnung durch geheime Merkmale auf römisches Vorbild zurück.

Bei dieser Sicherung der Marksteine handelt es sich um die Beilegung geheimer Zeichen oder Zeugen, welche, je

nach Land, Gegend und örtlichem Usus verschieden, aus Holzkohle, Scherben von Glas oder Ton, Flaschenböden, zerbrochenen Pfeifen, Ziegelstücken, Steinen aller Art, Gips, Kalk, Asche, Eierschalen und Knochen bestanden. Wesentliche Eigenschaften dieser „Zeugen“ sind, daß sie unverweslich sein und aus ortsfremdem Material bestehen müssen. Sie sollen also möglichst lange Zeit erhalten bleiben und sich von ihrer natürlichen Umgebung deutlich unterscheiden.

Über den Rechtsbrauch der Marksteinverzeugung sagt das Untergangsrecht der Dorfordnung von Weiler (Kreis Waiblingen) von 1552: „Wann wir ein stein setzen, hauen wir ein kreitz daran und legen vier stein darzue zue ainer zeugnus und verschlagen die stein, daß sie sich wider zusamen schicken.“ Diese Verzeugung ging so vor sich: ein bis vier beliebige Steine handlichen Formats wurden in zwei (auch drei) unregelmäßige Teile zerschlagen. Diese Steinstücke wurden (wie auch die Zeugen aus anderem Material) auf den Boden der Grube, in die der Markstein gesetzt werden sollte, gelegt und verschieden hoch, bis zu 40 cm, mit Erde bedeckt. Erst dann wurde der Markstein daraufgestellt. Das Zerschlagen der Steine bedeutete eine zusätzliche Sicherung, denn die Steine hatten erst dann eigentliche Beweis- und Zeugnis kraft, wenn die Teile bei späterer Nachschau an den Bruchstellen genau zusammenpaßten, sich „zusamen schicken“. Zweck dieser Verzeugung war, bestimmte, der Allgemeinheit unbekannte Merkmale den Marksteinen beizufügen, die im Falle eines Zweifels über den richtigen Standort des Grenzsteins den eindeutigen Beweis erbrachten, ob der Markstein versetzt war oder nicht. Diese zusätzlichen Zeichen oder Zeugen mußten also geheim bleiben, darum standen die mit dem Vermarktungsgeschäft betrauten Untergänger und Steinsetzer unter Eid. Wurde bei einem Felduntergang ein Stein neu gesetzt, so hatten sich alle Teilnehmer des Untergangs, mit Ausnahme der eigens vereidigten Steinsetzer, abzuwenden. Sie durften nicht sehen, in welcher Weise der Stein verzeugt wurde. Nur der Markstein, der „mit innerlichen Zeugen versehen“ (1769) oder „mit Zeugen unterirdisch bekräftigt“ (1739) war, wurde rechtskräftig anerkannt. Fanden sich keine Zeugen, stand der Stein am falschen Platz.

Die Vielgestaltigkeit der „geheimen Zeugen“ in Material und Anwendung mündete etwa ab dem 16. Jahrhundert im südwestdeutschen und schweizerischen Raum in einigermaßen geordnete Bahnen, insofern, als sich in zunehmendem Maße Steine und Ziegelscherben, schließlich auch eigens hergestellte und geformte Tontäfelchen gegenüber den anderen Arten durchsetzten. H. Geißler bringt Darstellungen von Zeugen mit dem Oberndorfer Stadtzeichen der „Wolfsangel“ von 1678 ab. Wie er mir auf Anfrage mitteilte, stammt das älteste mit einem Zeichen, eben der „Wolfsangel“, versehene Ziegelstück, das er bis jetzt fand, aus dem 16. Jahrhundert. Eine frühere Verwendung eigens gekennzeichnete, geformte oder hergestellte Zeugen läßt sich bisher nicht für unseren südwestdeutschen Raum nachweisen. Aus den einfachen unregelmäßigen



1. In zwei Teile zerschlagener Zeugenstein; die Bruchstellen müssen aneinanderpassen. – 2. Dreieck-Zeuge älterer Ausführung (C = Calw). – 3. Zeuge aus Waldburg (Kreis Ravensburg); „WZ“ = Geschlecht der Waldburg-Zeil. – 4. Runder Zeuge älterer Ausführung (Effringen, Kreis Calw). – 5. Runder Zeuge üblicher Art (Hirschau, Kreis Tübingen). – 6. Von den kleinen runden Plättchen (N = Neenstetten) werden jeweils drei Stück eingelegt. – 7. Die am meisten benutzte moderne Wappenform (Wolfegg, Kreis Waldsee).

Ziegelscherben entwickelten sich im Laufe der Zeit bis zur Gegenwart zu dem Zweck besonders angefertigte Tontafeln verschiedenster Form und Größe. Die mit Fleckenzeichen oder Buchstaben (des Ortsnamens oder des Grundbesitzernamens) versehenen Tonplättchen sind wohl älter als die mit Wappen und sonstigen Emblemen. In der Schweiz wurde eine Sonderform, in ihrer ausgeprägtesten Gestalt als „Basler Lohen“ bekannt, entwickelt. Das sind nach unten spitz zulaufende runde Tonkeile, die unter die Marksteine senkrecht in den Boden gesteckt wurden.

Die Marksteinzeugen in Gestalt der Tontäfelchen werden bis in die Gegenwart hinein noch zahlreich verwendet. Nach Auskunft der Katastervermessung in Reutlingen hat eine von dort 1950 für Württemberg-Hohenzollern angestellte Umfrage ergeben, „daß fast sämtliche Katasterämter die Marksteine heute noch verzeugen, soweit die Gemeinden noch im Besitz von Verzeugungsmaterial sind. Ausgenommen hiervon sind Neuvermessungen (Feldbereinigungen u. ä.), bei welchen die Grenzsteine durch Meßzahlen und Rechnung einwandfrei gesichert sind. Die Katasterämter haben Auftrag erhalten, die Gemeinden zur Beschaffung von Verzeugungsmaterial anzuhalten.“

Unter den gegenwärtig üblichen Marksteinzeugen be-

finden sich solche, die, aus Ton gefertigt, mit Hilfe eines bei der Gemeindeverwaltung befindlichen eisernen Handstempels das Ortswappen, den Ortsnamen oder wenigstens dessen Anfangsbuchstaben eingepreßt bekommen. Allgemein aber hat sich die oft geradezu kunstvolle Ausgestaltung dieser Tontäfelchen durch reliefartige Aufprägung von Wappen usw. verbreitet, wobei den Stücken zuweilen durch Glasierung noch letzter Glanz verliehen wird. Die häufigste Form der Tonplättchen ist die Wappenform und das Dreieck. Die Mehrzahl der württembergischen Gemeinden von Stuttgart bis zum kleinsten Dorf hält an diesem alten Rechtsbrauch der Marksteinverzeugung auch weiterhin fest.

Das schweizerische Vorbild der Keil- oder Zapfenzeugen führte zur Ausbildung der heute vielfach und in zunehmendem Umfang, sogar bei der Eisenbahn und den Autobahnen, benutzten Tonkeile, die im Volksmund wegen ihrer Form und Farbe „gelbe Rüben“ genannt werden. Aus diesem Vorbild hat die Tonwaren- und Marksteinzeugenfabrik A. & W. Weber in Delkhofen bei Spaichingen einen Tonkeil entwickelt, dessen besonderer Vorteil es ist, daß durch die zugespitzte Form der eigentliche Ortungspunkt genau bezeichnet werden kann. Bei diesen Tonkeilen wechselt also die Überlieferung von der ein-



8. Sehr verbreitete Dreieckform moderner Ausführung (Wurmlingen, Kreis Tübingen). – 9. Eine andere, auch häufige Wappenform (Weinsberg). – 10. Kleiner quadratischer Zeuge (Z = Zwerenberg, Kreis Calw). – 11. Gegenwärtig gebräuchlicher Zeuge von Nagold, angefertigt 1949. – 12. Große Wappenform, Bad Friedrichshall, 1936. – 13. Doppelzeuge (Eßlingen); er wird, wie die alten formlosen Steinzeugen, in zwei Teile zer schlagen, die an der Bruchstelle aneinanderpassen müssen. – 14. Tonkeil (Zapfenzeuge) aus E = Erdmannhausen, Kreis Ludwigsburg. – Sämtliche Abbildungen $\frac{1}{2}$ natürliche Größe nach Zeichnungen von Karl-Heinz Krüger.

stigen Anwendung als „geheime“, von uraltem Rechtsbrauchtum umkleidete Zeugen hinüber in die modernpraktische Bedeutung der Festlegung des rechnerisch bestimmten Ortspunktes. Die alte Überlieferung wird fortgesetzt mit der Anbringung von Zeichen verschiedener Art (Wappen, Buchstaben, Fleckenzeichen) auf der kreisrunden Oberseite des Keils.

Die Verfügung der Ministerien der Justiz, des Innern und der Finanzen, betreffend die Erhaltung und Fortführung der Flurkarten und Primärkataster vom 1. 9. 1899 hat für Württemberg die Zeugen aus dem ursprünglichen Geheimnis alter Überlieferung herausgehoben. Sie besagt: „Den Gemeinden wird überlassen, geheime Zeichen (Zeugen) unter die Grenzsteine legen zu lassen, es können aber solche Unterlagen nicht gegen den durch die Meßzahlen der Landes- und Fortführungsvermessung bestimmten Ort entscheiden.“ Jedoch: W. Müller gibt eine Äußerung eines Katasteramts wieder, die besagt: „Die Verzeichnung halten wir aus allgemeinen vermessungstechnischen Gründen für sehr zweckmäßig. Schon oft konnte der Zeuge dem zweifelnden Grundeigentümer als schlagendes Beweisstück die Richtigkeit der Vermessung beweisen.“

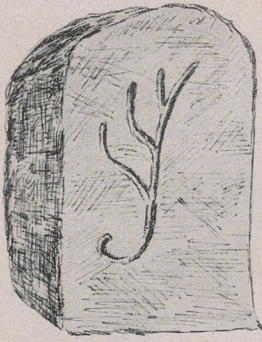
Hierin liegt der Wert der Fortführung alter Überlieferung. Durch jahrhundertelange Übung, wurzelnd im einst ungeschriebenen Rechtsbrauch, sind die „geheimen Zeugen“ im Denken des Volkes immer noch von stärkerer, augenfälliger Beweiskraft. Sie sind dem unkomplizierten Denken und Fühlen das aus der geheimnisvollen Verborgenheit des Erdbodens im gegebenen Streitfall sichtbar zutage tretende und nicht hinwegzudisputierende gegenständliche Beweiszeichen alten, unabdingbaren Rechts.

Marksteine um Köngen

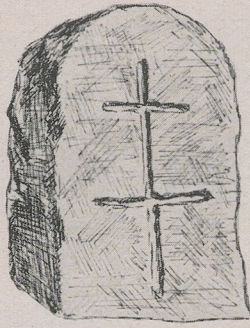
Von Gotthold Wankmüller

Köngen ist eine Ursiedlung, wohl aus frühester Zeit der alamannischen Landnahme. Die zuerst belegte Form des Ortsnamens ist Chuningen, das, als Cuonigen geschrieben, seine Herkunft vom Personennamen Cuno erkennen läßt.

Die Festlegung der Markung folgte den Gegebenheiten der Landschaft. Neckar und Körsch bilden natürliche Grenzen. Im Süden scheint man sich mit denen von Essingen auf den Seebach als Grenze geeinigt zu haben.



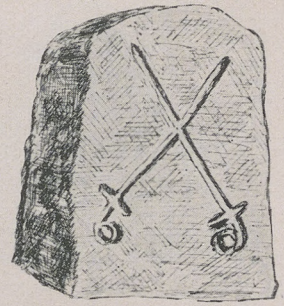
Schäferhaus, herzoglich



Seewald, Patriarchenkreuz



Plochinger Kopf, Wernau



Thumb von Neuburg

Von den mächtigen behauenen Steinen, die in früheren Jahrhunderten den Verlauf der Grenze bezeichneten, sind noch manche erhalten. Die darauf eingemeißelten Wappen und Zeichen der besitzenden und angrenzenden Herrschaften geben noch einen lebendigen Unterricht in der Heimatgeschichte.

Beim Bau der Autobahn wurde im „Wert“, wie die Aulandschaft am Neckar zwischen der Köngener Brücke und der Autobahn heißt, ein „gewappneter“ Markstein entfernt. Der sehr gut erhaltene Stein fand sich später wieder am Rand des alten Neckarbettes in den Boschen. Drei Ringe von oben links nach unten rechts beweisen, daß hier einmal das Geschlecht der Wernau (württembergische Lehensleute, ursprünglich von Werdenau bei Ehingen an der Donau) Grundherren waren. Ihnen gehörte zuzeiten das Dorf Unterboihingen. Auf dem Plochinger Kopf steht ein ähnlich gearteter „Schildstein“; denn die Herren von Wernau waren vorher Grundherren in dem heute nach ihnen benannten Ort, dem alten Pfauhausen-Steinbach.

Neben diesen Wernau-Schildsteinen tauchen noch andere auf. Auch im Plochinger Kopf finden sich solche, die mit ihren gekreuzten, mit der Spitze nach oben gerichteten Schwertern auf adelige Herren zurückweisen. Diese Schwerter gehören ins Wappen der Thumb von Neuburg, die durch Heirat im 14. Jahrhundert Obrigkeit und Gerichtsbarkeit in und um Köngen in die Hand bekamen. Seit 1508 besaßen sie das Erbmarschallamt des neuen Herzogtums Württemberg. Als Zeichen dieser Würde durften sie im Herzschild ihres Wappens zwei gekreuzte Schwerter führen. Die Steine im Wald des Plochinger Kopfes erweisen die Sorgfalt, mit der diese Herren ihren Grundbesitz versteinten.

Unweit der Köngener Mühle stößt man auf einige mächtige alte Marksteine mit anderen Herrschaftszeichen. Ein Kreuz mit zwei waagrechten Balken weist auf geistliche Herrschaft hin. Als Patriarchenkreuz bezeichnet man diese Form. Hier gehört es dem Kloster zum Heiligen Grab in Denkendorf. Ein Wallfahrer stiftete dieses einst nach seiner Rückkehr aus dem Heiligen Land und unterstellte es dem Patriarchen von Jerusalem. Mit dessen Zeichen wurde die ganze klösterliche Herrschaft – auch Altdorf im Kreis Nürtingen gehörte dazu – vermarktet.

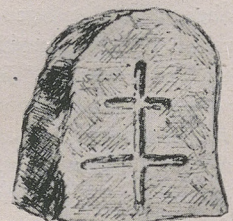
Schon im 13. Jahrhundert fiel die Vogtei über das Kloster

an die mächtig aufstrebenden Grafen von Württemberg. Sie hatten drei Hirschstangen im Wappen, und so kommt es, daß manche Steine der Köngener Markung einerseits das Patriarchenkreuz, andererseits die drei Hirschstangen aufweisen. Im Seewald bei der Autobahn sieht man solche häufig.

An der nördlichen Markungsgrenze gegen Deizisau und Sirnau könnte man den Adler der Reichsstadt Eßlingen erwarten. Von anderen Stellen ihres Gebiets, z. B. beim Weißenstein im Schurwald, kennt man einzigartig schöne Stücke. An der Köngener Grenze aber gibt es keine. Auf dem Freigut in Deizisau saßen seit 1683 die Herren von Palm. Im Herzschild ihres Wappens führten sie eine Palme. Aber auch diese scheint sich auf den Grenzsteinen nicht zu finden. Dagegen ist ein „D“ im Markstein beim Punkt 341 am Plochinger Kopf eingehauen. So alt und verwittert der Stein auch aussieht, ist er doch jüngerer Herkunft und weist auf Deizisau als bürgerliche Gemeinde.

Ein an der Straße von Köngen zur Köngener Brücke beim Baum 88 neuerdings freigestellter Stein zeigt auf der nach Köngen gerichteten Seite klar das Patriarchenkreuz, auf der zur Brücke weisenden aber ein Wappen, über das sich noch nichts mitteilen läßt.

Rechts und links an der Straße nach Denkendorf, wo sie in Kurven hinabführt, stehen beiderseits Marksteine. Rechts ragt ein ganz alter, würdiger mit dem Patriarchenkreuz aus einem kleinen Wiesenbuckel heraus, und drüben am Graben steht der moderne Grenzstein, der nüchtern nur besagt: Markung K/D. Ehedem setzte man an „des Königs Straßen“ tatsächlich hüben und drüben je einen Markstein, „den Stein und seinen Gespann“.



Der Stein und sein Gespann

Der Streitwald

Eine Geschichte aus Alt-Nürtingen

Von Richard Schlierer

Vor vielen Jahren stritten die Nürtinger mit den Kirchheimern um einen Wald. Es war ein rechtschaffener, hartnäckiger Streit; und wenn auch kein Blut, sondern bloß Tinte deswegen geflossen ist, so zog er sich doch an die hundert Jahre hin, ging aber aus wie das Hornberger Schießen.

Der Wald verlohnte das Streiten schon; es waren immerhin zwanzig Morgen, und es standen schöne Eichen und Buchen drin, und überhaupt gibt niemand gern her, was er hat, oder worauf er glaubt, ein Recht zu haben. Die Nürtinger glaubten, sie hätten das Recht; aber die Kirchheimer hatten den Wald, und da lag der Butzen.

Man schrieb das Jahr 1628, als die Sache ihren Anfang nahm. Damals kauften die Nürtinger von den Kirchheimern ein Stück Wald, im Eisenwinkel genannt, welches an der äußersten Grenze der Nürtinger Stadtwaldung gelegen war, wo sie an den Kirchheimer Stadtwald und an die Dettinger Nonnenwiesen anstößt. Sie taten das auch jedermann zu wissen, indem sie Marksteine setzen ließen und durch den Maurer Ambrosius Friessinger einen Wolfangel, das Zeichen der Stadt Nürtingen, nebst der Jahreszahl einhauen ließen. Wie das so der Brauch war, setzte der Friessinger ungeheißt noch ein A und ein F dazu, damit man über dem Werk des Meisters nicht vergesse.

Nun blieben die Nürtinger auf lang hinaus im unbestrittenen Besitz des Waldes, und das wäre wohl immer so geblieben, wenn die Zeitläufte nicht so traurig gewesen wären. Es kam der Dreißigjährige Krieg und der Franzosenkrieg. Ganze Dörfer verdarben, die Felder blieben unbestellt, und wer mit dem Leben davorkam, war zufrieden, wenn er sich und die Seinen durchbrachte. Um das Wohl des Gemeinwesens kümmerten sich wenige.

Und trotzdem – wie konnte es geschehen, daß die Nürtinger ihren Wald im Eisenwinkel einfach vergaßen? Anno 1665 hatten sie den Kirchheimern, als es diesen an Holz mangelte, um 150 Gulden das einmalige Abholzen gestattet. Das nächstmal aber, als der Wald wieder nachgewachsen war und die Kirchheimer wieder im Eisenwinkel ins Holz gingen, fragten sie nicht und zahlten auch nichts. Und die Nürtinger ließen es geschehen und schickten keine Rechnung.

Wer nun kirchheimisch gesinnt ist, wird sagen, daß dem einen recht sei, was dem andern billig, und daß die Kirchheimer das gleiche Recht hätten, ein kurzes Gedächtnis zu haben wie die Nürtinger. Aber da trug sich eine Geschichte zu, die die Kirchheimer nicht gern hören werden und die zeigt, daß ihr Gedächtnis vielleicht doch nicht so kurz war. Kam da im Jahre 1720 eines schönen Tages Johannes Schleicher, der Waldschütz von Nürtingen, ziemlich aufgeregt aufs Rathaus und machte eine Mel-

dung, die dem Vogt und den Bürgermeistern das Blut ins Gesicht trieb. Er sei auf einem Gang durch sein Revier im Eisenwinkel gerade dazugekommen, wie einige Kirchheimer Magistratspersonen dabei gewesen seien, durch einen Maurer an einem Markstein was aus- und abhauen zu lassen. Er sei aus Kuriosität zu dem Maurer hingegangen und habe sogleich gesehen, daß der Stein ein Nürtingischer Markstein und das, was er daran ausgehauen, hiesiger gemeiner Stadt Wappen, nämlich ein Wolfangel, gewesen, worauf er, Waldschütz, den Maurer von weiterem Aus- und Abhauen abgemahnt habe. Einer der älteren Richter von Kirchheim aber habe ihm im Drange seines Gewissens gesagt, er wundere sich schon lange, daß die Nürtinger nicht nach ihrem Wald im Eisenwinkel sehen.

Und nun fing der Streit an. Zunächst nahm der Nürtinger Magistrat den Wald, der von nun an „Streitwald“ hieß, in Augenschein. Wahrhaftig – der Wolfangel war an vielen Steinen weggeschlagen, aber die Jahreszahl hatten sie stehen lassen und des Friessingers Zeichen auch, da sie nicht wußten, was es bedeutete und nichts Besonderes dahinter vermuteten. War es da nicht sonnenklar, daß die Kirchheimer arglistig gehandelt hatten und die Nürtinger schändlich betrogen waren?

Gleich wurde ein Brief nach Kirchheim geschrieben, an die „ehrenfesten, vornehmen, fürsichtigen, ehrsamten, weisen und achtbaren Herren Bürgermeister und Gericht“; man hoffte, man könne sich gütlich mit der Nachbarstadt einigen. Aber die Höflichkeit half nicht weit. Die Kirchheimer verteidigten sich mit Hörnern und Zähnen, sagten, der Streitwald gehöre ihnen seit unvordenklichen Zeiten und das Wäldchen, das sie anno 1628 verkauft hätten, sei gar nicht im Eisenwinkel gelegen, sondern ganz woanders. So blieb den Nürtingern nichts anderes übrig, als den Weg des Rechts zu beschreiten; das war damals ein gar beschwerlicher und mühseliger Weg.

Es dauerte viele Jahre, bis die Nürtinger überhaupt vom Herzog die Erlaubnis bekamen, einen Prozeß zu führen. Als dann von Karl Rudolph, dem Vormund des minderjährigen Karl Eugen, die Erlaubnis eintraf, war es ein gewichtiges Schriftstück, dem man schon von weitem ansah, daß es von einem großmächtigen Herrn kam, so dick und selbstgefällig protzten und prunkten die großen gedruckten Buchstaben der Einleitung mit ihren Schnörkeln und Schwänzen auf der oberen Hälfte des Schreibens. Mit schuldigem Respekt, aber den sicheren Triumph vor Augen, las der Vogt von Nürtingen folgende Worte:

„Von Gottes Gnaden, Carl Rudolph, Hertzog zu Württemberg und Teck, Graf zu Mömpelgard, etc., der römisch Kayserlichen Majestät General-Feld-Marschall, Ritter des königlich dänischen Elephanten-Ordens, Administrator etc., Unsern Gruß zuvor, Lieber, Getreuer! Die zwischen gemeiner Stadt Kirchheim und Nürtingen vorhandene Waldungsstreitigkeit, den Eisenwinkel betreffend, haben wir an den Richter zu Göppingen zur rechtlichen Entscheidung gnädigst überstellt und zugleich dem Forstmeister zu Kirchheim gnädigst anbefohlen, daß er die Stadt

Kirchheim bis zum Austrag der Sache in ihrem Besitzstand erhalten wolle.

Ein solches wird Euch hiemit zu Eurer Nachricht gnädigst angefügt. An dem beschiebt Unsere Meinung."

Nun sollte der Streit also zu Göppingen ausgetragen werden. Aber der Stadtrichter zu Göppingen hatte eine lange Bank, auf die sich vieles schieben ließ, und als bald darauf eine große Feuersbrunst halb Göppingen in Asche legte, verbrannten die Akten mit, und alles war wieder umsonst gewesen.

Da verloren die Nürtinger den Mut und hielten sich still. Vergessen aber haben sie den Streitwald von da an nicht mehr. Alle paar Jahre, wenn Markungsumgang war und die Nürtinger Herren zusammen mit denen von Kirchheim die Strecke abschritten, wo die beiden Markungen aneinanderstießen, dauerte sie der schöne Wald und sie legten feierlich Verwahrung ein wegen des Unrechts, das ihnen geschehen sei. Die Kirchheimer aber ließen allemal nichts auf sich sitzen, beteuerten ihre Unschuld, und müßnig und unverrichteter Dinge ging man auseinander.

Erst um 1818, als das ganze Land neu vermessen wurde und der König befohlen hatte, daß alle alten Grenzstreitigkeiten geschlichtet werden sollten, nahm sich der Nürtinger Stadtschultheiß Schickhardt der Sache wieder an. Aber er machte niemand viel Freude damit.

Durch einen Rechtsgelehrten von Stuttgart ließ er eine lange Klagschrift aufsetzen, aber die Kirchheimer taten desgleichen – und hieben unentwegt Eichen im Streitwald, wenn sie Holz brauchten. Die Akten wuchsen zu Bergen und wanderten von einer Amtsstube in die andere. Die Nürtinger bekamen manches unfreundliche Wort zu hören: sie hätten es sich selber zuzuschreiben, daß diese Prozeßsache in so langer Frist nicht besser betrieben und zu Ende gebracht worden sei. Auch der Oberamtmann meinte, die Ortsvorsteher von Nürtingen seien selber schuld, daß sich die Kirchheimer schon gegen hundert Jahre in ruhigem Besitzstand befunden hätten.

Als dann vollends der gelehrte Stuttgarter die erste Gebührenrechnung schickte, schüttelte Stadtschultheiß Schickhardt sorgenvoll das Haupt, setzte sich an seinen Tisch und fing an zu rechnen, und die Kirchheimer rechneten auch. Und beide Teile erkannten, daß bei einem so verwickelten Rechtsgeschäft, dessen Ausgang so unsicher war, die Kosten für das Verfahren leicht größer wurden, als die Sache wert war, und schlossen wohl oder übel einen Vergleich.

Die Nürtinger überließen den Streitwald den Kirchheimern, unwiderruflich und auf ewige Zeiten, gruben des Friessingers übel zugerichtete Marksteine aus und führten sie weg, ohne viel Aufhebens davon zu machen. Die Kirchheimer hatten aber auch nicht viel Grund, sich zu freuen. Denn sie mußten den Nürtingern 325 Gulden zahlen, und das war damals ein schöner Batzen.

Das ist die Geschichte vom Streitwald oder wenigstens ein Stück davon. Denn wenn man sie ganz erzählen wollte, mit allen Kniffen, Listen und Winkelzügen – dann wäre sie dreimal so lang geworden.

Wegweiser für die heimatliche Volkskunde

Zusammengestellt von der Arbeitsgruppe für Volkskunde im Schwäbischen Heimatbund

IX. Landwirtschaft

(in den unmittelbaren Zusammenhang gehören die Erläuterungen zu den Kapiteln II, III, IV, V, VI, XVIII, XIX, XXIII)

Die Vielgestaltigkeit unserer Landschaft bewirkt eine bunte Mannigfaltigkeit der Bodennutzung. Vom fortschrittlichen Großbauern mit seinem Maschinenpark bis zum rückständigen Kleinbauern sind alle Zwischenstufen vertreten. Getreidebau, Graswirtschaft, Obst- und Gartenbau, Wein- und Gemüsebau werden vielfältig miteinander verbunden. Aus der Landschaft ergibt sich die Art des Anbaus; aber der Mensch gibt dem Anbau das Gepräge, und andererseits schafft die Arbeit des Anbaus verschiedenartige Bauertypen: Kornbauer, Weinbauer, Hopfenbauer, Gemüsebauer (Krautbauer auf den Fildern), Gartenbauer – jeweils wieder von besonderer Art nach den natürlichen und stammlichen Bedingungen des Arbeits- und Lebensraums (Hohenlohe, Oberschwaben, altwürttembergisches Unterland, Alb usw.). Dazu kommen die gleichzeitig wirtschaftlichen wie auch gesellschaftlichen Unterscheidungen zwischen dem Roßbauern, dem Ochsenbauern und dem Kuhbauern, dem Bauern und dem Seldner oder dem Tagelöhner, von der Nähe der Industrie noch um den Arbeiterbauern, den Pendlerbauern vermehrt, der persönlich nur noch einen kleinen Teil seiner Zeit und Kraft der Landwirtschaft widmen kann. Die Unterschiede der seelischen Art dieser Bauertypen als Folge der jeweiligen Wirtschaftsform im einzelnen festzustellen, ist eine reizvolle Aufgabe.

Wir müssen aber auch fragen, warum hier der Getreidebau, dort die Graswirtschaft oder der Obstbau vorherrscht. Haben sich in den letzten Jahrzehnten da und dort Verschiebungen im Anbau gegenüber früher ergeben? Sind dafür nur wirtschaftliche Gründe maßgebend? Hält der Bauer nicht aus Tradition an einer Wirtschaftsform fest? Welches ist die Bewertung der einzelnen Wirtschaftsformen und des betreffenden Bauern?

An der Spitze der bäuerlichen Wirtschaft steht herkömmlich der Getreidebau. Welche Getreideart wird hauptsächlich gepflanzt? Was wird als „Korn“ bezeichnet? Herrscht noch die Dreifelderwirtschaft? Wird der Flurzwang trotz der Feldbereinigung noch beachtet? Weisen bestimmte Rechtsverhältnisse noch auf ihn hin (Schleifwege usw.)? Wie verhielt (verhält) man sich zu der Frage der Feldbereinigung (Umlegung) und der Zusammenlegung?

Nach alter Überlieferung folgen die Arbeiten der Feldbestellung bestimmten Regeln. So schon das Düngführen (nicht am Samstag! auf die Wiesen bei abnehmendem, auf die Felder bei zunehmendem Mond).

Zum Pflügen soll die Pflugschar eingesmirt werden. Wann darf man pflügen? (Bedeutung des Abdonstag: 30. Juli.) Wer führt den Pflug? Bezeichnung für das Treiben der Zugtiere. Unterschiedliche Bezeichnung des Pflügens im Frühjahr, Sommer und Herbst. Benennung der Furche und des zwischen den Furchen liegenden Ackerstücks. – Bezeichnung der Teile des Pfluges. Wie lange hat sich der Holzpflug erhalten? Wie lange die Egge mit Holzzähnen?

Das Säen gilt vielfach noch als feierliche Handlung, die der Bauer selbst besorgt (besondere Kleidung?). Regeln für den Beginn der Saat im Frühjahr, im Herbst. Welcher Wochentag oder Heiligkeitag, welche Mondphase, welches Tierkreiszeichen ist zu beachten? (z. B.: Kartoffel soll man in den Zwillingen stecken, Salat an Fastnacht, Flachs an Anton säen usw.) Die Saatfrucht soll geweiht, das Sätuch weiß, die Hände frisch gewaschen sein. Bräuche beim Säen (z. B.: Kopfbedeckung abnehmen, die drei ersten Würfe nach dem Osten oder über den Rücken; Opfer für die Vögel). Sprüche beim Beginn und Abschluß der Saat. Wie verhält man sich in dieser Hinsicht beim Gebrauch von Sämaschinen?

Schutz der Saat: Gegen Mäuse und Engerlinge hilft St. Ulrich; gegen Hagel hält man Oschprozessionen und Bittgänge. Wetterläuten. Bannsprüche gegen den Hagel. Schutztiere gegen den Hagel (Spinnen, Wachteln). Hagelfeiertage. Verhalten beim Hagelschlag. Bräuche und Sprüche gegen die Raupen, Sprüche gegen den Brand. Bräuche, um die Vögel vom Acker wegzulocken. Art und Gestalt der Vogelscheuche. Wo gibt es noch den alten Flurumgang um die Markungsgrenze mit besonderen Bräuchen?

Auch das Ernten des Getreides ist eine feierliche Handlung. Beginn der Ernte an bestimmten Heiligkeitagen (Jakobi). Wo gibt es noch Erntebetstunde mit Garbenweihe? Besondere Kleidung zur Ernte? Welcher Art? Schürzen bei der Frau? Beschenkung der Schnitter mit Pfannkuchen und der Mädchen mit Strümpfen? Gebet oder Spruch vor dem ersten Schnitt. Bräuche zum Schutz gegen Rückenweh. Bräuche beim Schneiden der ersten und der letzten Halme. Zuruf, Gruß an die Arbeitenden. Reihenfolge der Schnitter. Sichelwerfen der Mädchen. Heimkehr der Schnitter.

In welcher Gegend und bei welcher Fruchtart braucht man noch die Sichel? Die Form der Getreidesensen und deren Bezeichnung ist landschaftlich verschieden, ebenso die Art der Getreideablage. Bräuche beim Binden des Getreides (Beispiel: ein neugieriger Zuschauer wird in die Garbe – „Wied“ – eingebunden). Haben sich auch bei der Verwendung der Maschine Reste alter Bräuche gehalten oder neu gebildet?

Der Erntewagen hat seine besonderen Bestandteile, Bezeichnungen dafür. Verteilung der Arbeit beim Laden: der Bauer „bietet“, der Knecht ladet. Das Einführen des ersten Garbenwagens war einst ein festliches Ereignis mit Seilspannen, Segenssprüchen, Blumenschmuck, Tännchen. Wo ist das noch? Was bedeutet das Umwerfen des Ernte-

wagens? Bräuche um die letzte Garbe und die letzten Halme, den letzten Erntewagen. Jeder Bauer will zuerst mit der Ernte fertig sein, damit er nicht der „Mockel“ wird. Gebräuche um den Mockel. Gibt es noch oder wieder Erntepuppe, Erntekrone? Wie heißt man das Erntefest? Welche Speisen gibt es beim Festmahl? Wie beteiligt sich der Bauer am kirchlichen Erntefest (Weihegaben)? Gibt es noch Erntefeuer? Rolle des Mutterkorns? Nach der Abernte Opfer für den Acker (Stehenlassen einiger Halme)? – Geräte beim Erntegeschäft und deren Bezeichnung.

Das Dreschen des Getreides geschah früher durch „Treppen“ oder mit dem Flegel (Pflegel), heute meist mit der Dreschmaschine. Wo hat sich die alte Dreschart erhalten und bei welcher Getreidesorte? Bräuche beim Dreschen, Verse zum Takt der Flegel (vgl. XXIII). Scherze mit den unwissenden Zuschauern. Bezeichnung des letzten Dreschers und Späße mit ihm. Gibt es noch die Stroh-puppe, die „Mockel“, die man in die Scheuer des Nachbarn wirft? Welche Bräuche haben sich bei der Verwendung der Maschine erhalten oder neu gebildet?

Schutzmaßnahmen für den Kornhaufen.

Der Hackfruchtbau, anfänglich nur auf den Brachesch beschränkt, hat sich stellenweise stark ausgedehnt. Er umfaßt auch Pflanzen von hohem Handelswert. Damit kann er im Bauern eine neue Haltung der Landwirtschaft gegenüber schaffen.

Was wird alles angebaut? Volkkläufige Benennungen für Kartoffeln, Rüben usw. Wo wird Raps, Tabak, Mohn gepflanzt? Wetterregeln für den Anbau dieser Pflanzen.

Bräuche beim Hopfenbau (z. B. Schmuck des letzten Hopfenwagens, Mahl).

Wo baut man noch regelmäßig Hanf und Flachs an? Zu welcher Zeit ist der Flachsbau zurückgegangen? Regeln für das Säen von Hanf und Flachs. Bräuche zur Förderung des Gedeihens des Hanfes. Zu beachten ist der Unterschied zwischen männlichen und weiblichen Pflanzen (auch in der Benennung). Schutzmittel gegen Erdflöhe. Wetterregeln für den Flachsbau. Bräuche beim Brechen des Hanfes. Sind Brechlöcher oder Brechhütten noch bekannt? Wie benannt? Bezeichnungen für die Arbeitsvorgänge und Geräte bei der Hanf- und Flachs-ernte (z. B. für das Rupfen des Hanfes: Liechen, für die Bündel und Bündelreihen: Schräple, für das Riffeln des Flachses, für die Wasserstellen, in denen der Hanf brüchig gemacht wird: Rößen, für die Bündel beim Brechen: Haltet, Schlick, Stücker, Kätzle, Wergle. Bräuche beim Dörren. Verse, Lieder bei der Arbeit (vgl. XXIII). Wo wird das Spinnen mit Spinnrad und Kunkel noch oder wieder gepflegt? Bräuche beim Spinnen. Was wird gesponnen? Wer spinnt? Aus welcher Veranlassung (Wertschätzung eigener Arbeit, Gedankenwelt der Landjugend)? Hat die Graswirtschaft im Verhältnis zum Getreidebau zu- oder abgenommen? Regeln für den Beginn der Heuernte (Benennung?). Reihenfolge der Mäher. Bräuche, um guten Schnitt der Sensen zu erzielen (z. B. Schutzmittel im „Kumpf“). Geräte und ihre volks-

tümliche Bezeichnung. Benennung der Heuhäuflein und -reihen und der Gestelle zum Trocknen des Heus. Arbeitsteilung beim Laden des Wagens. Der letzte Heuwagen. „Heukatz.“ Opfer für die Wiese. Hält man sich beim Öhmden (2. Schnitt) auch an bestimmte Bräuche?

Besondere Verhältnisse haben der Wein- und der Obstbau geschaffen. Bräuche beim Reuten des Weinbergs, beim Hacken der Weinberge. Feier des Urbans tags. Wen stellt man sich unter der Gestalt des Urban vor? Welche Rolle spielt sie in protestantischen Gebieten? Bauernregeln über das Gedeihen des Weinstocks. Wetterregeln auf bestimmte Heiligtage. Bräuche bei der Weinlese. Beginn der Lese. Wer darf zuerst lesen? Auszug und Mittagsmahl der Leser, Gesang und Spiel bei bzw. nach der Lese (vgl. XVIII, XXIII). Regeln für die Güte des Weins (Gallus, Michele). Neckreim über die Güte des Weins in den einzelnen Weinorten. Namen der Geräte (einschließlich der Fässer und Büten) beim Weinbau. Die Kelter hat ihren besonderen Betrieb und ihre besonderen Bräuche. Die Geräte und ihre Benennung. Das Keltern der Trauben im einzelnen. Zubereitung und Zusammensetzung des Weins (Zusatz von Most, Schlen). Auch der Verkauf des Weins ging früher nach festem Herkommen. Die Weingärtnergenossenschaften haben Änderungen gebracht. Das eigene Keltern und der eigene Ausschank unter bestimmten Rechtsformen (Besen-, Straußwirtschaft) hören damit auf. Auch der Weinhandel und der Weinhändler haben vielen überlieferten Formen den Boden entzogen (Weinfuhren privater Käufer mit Geläut der Zugtiere und Blumensträußchen auf dem Spundloch der Fässer u. a. m.).

Bedeutung der Mondphasen bei der Pflege der Obstbäume. Regeln beim Setzen eines jungen Baumes. Bedeutung des Karfreitags und der Weihnachtstage für den Obstertrag.

Bei der Ernte läßt man einige Früchte hängen – als Opfer. Rolle des Gallustags. Bezeichnung für das Nachernten. Bauernregeln für den Obstbau. Der Obst-, vor allem der Beerenbau führt nicht selten zu Spezialkulturen, die nicht mehr viel Bäuerliches an sich haben. Es ist wichtig festzustellen und zu erkennen, unter welchen Umständen der Schritt dazu getan wird und welche Folgen er für die Wertschätzung des Trägers hat.

Verwendung des Ertrags: Verkauf im Bekanntenkreis oder an Händler, Eigenverbrauch, Haustrunk (das Mosten; Süßmost-, Saftbereitung; Brennen).

Der Bauerngarten verdient als Ausdruck volkstümlicher Lebensführung besondere Beachtung. Volkstümliche Bezeichnung der Hausgemüse- und Gewürzpflanzen; Regeln für deren Anbau. Die Blumen des Bauerngartens (Sonnenblumen, Lilien, Heckenrosen, Salbei, Buchs, Malven, Ringele, Nägele usw.). Bedeutung des Holderstrauchs.

Auch ein Wort zu den Wildfrüchten (Beeren, Pilze, Wildgemüse u. a.) ist hier am Platz. Sie spielen je nach den natürlichen und wirtschaftlichen Verhältnissen eine bedeutende Rolle. Es wäre zu beobachten, wie sich

die Menschen zu ihnen stellen. Wer sammelt (Kinder, Erwachsene)? Wie sammelt man (einzeln, in Gruppen)? Werden bestimmte Bräuche beachtet (z. B. Opfergaben auf dem Weg zum oder vom Sammeln)? Beerenlieder und -verse (vgl. XXIII).

Besonderes: Über das gesamte Kapitel hin darf bei den Geräten der Wagen bzw. der Karren als landwirtschaftliches Verkehrsmittel nicht übersehen werden. Er ist je nach seinem Zweck und je nach der Landschaft verschieden, aber in seiner Eigenart oft bezeichnend für einen Landstrich. Seine Teile und deren Benennung (Skizze). Zu beachten ist auch, ob man Lastenbeförderung auf dem Rücken oder Kopf des Menschen kennt, bei welchen Gütern man sie anwendet und welche Traggeräte man benützt (genaue Beschreibung – mit Skizze – ihrer Gestalt, Herstellung und Verwendung).

In memoriam Hans Heinrich Ehrler

Viele Jahre sind seit dem Tag vergangen, da ich ihn das letztmal gesehen habe. Es war in Stuttgart am Vorabend seines sechzigsten Geburtstages. Er war heiter und guter Dinge und strebte beschwingten Schrittes einer kleinen Weinstube zu. Auf dem Weg dorthin kamen wir an einer Kirche vorbei. Er hielt jäh inne, verstummte plötzlich, betrat die Kirche und verharnte eine Weile andächtig vor dem Altar. Einige Minuten später saß er mit strahlendem Antlitz vor seinem Viertele und kostete genießerisch den ersten Schluck. Dann entfaltete er ein einfaches Briefblatt, las ein paar Verse vor, die ihm erst am Abend zuvor eingefallen waren, und sein ausdrucksvolles Gesicht wurde plötzlich von einem Schimmer innerster Seligkeit verschönt. Wir haben uns von da ab nicht mehr gesehen, und so leben Gestalt und Wesen Ehrlers in meiner Erinnerung fort mit dem Bild, das ich damals von ihm empfangen habe.

Nun hat ihm der Tod, wenige Woche vor seinem 79. Geburtstag, den er am 7. Juli hätte feiern dürfen, die Augen geschlossen, und sein Mund ist für immer verstummt. Aber sein Wort wird weiterklingen, und wenn es auch keine Botschaft für die Masse ist, so ist es doch eine Hinführung zu den tiefsten und edelsten Werten eines höheren Menschentums und wird auch in dieser Zeit des allgemeinen Tanzes um das Goldene Kalb der Genußsucht die besonnene Minderheit erreichen, auf die es im Raum des kulturellen Lebens immer wieder ankommt.

Hans Heinrich Ehrler ist vielleicht einer der geistigsten Dichter unserer Zeit. Er hat das Blutserbe, das er von seinen Vorfahren empfangen hat, ganz in geistiges Sein umgewandelt und hat dabei Höhen erklommen, in denen die Luft dünn zu werden beginnt für Menschen, die es vorziehen, geistige und kulturelle Werte in gängiger Münze sich anzueignen. Geboren wurde er als Sohn eines schlichten Wachsziehers in der fränkischen Badestadt Mergentheim. Die Mutter des Dichters stammte aus Wimpfen und war die Tochter eines Stadtmusikus und

Turmwächters. Die Vorfahren waren Abkömmlinge eines alten Bauerngeschlechtes, das im Jagsttal saß, und der Sohn wollte Priester werden, wie es bei solchen Spätlingen alter Bauern- und Handwerkergeschlechter fast die Regel ist. So besuchte er Gymnasium und Universität und wurde – nicht Priester, sondern Redakteur. 14 Jahre lang war er als Schriftleiter tätig, ehe er sich von allen beruflichen Banden freimachte und sich in Waldenbuch als freier Schriftsteller niederließ.

Als sein erstes Buch erschien, trat er gerade in das sprichwörtliche Schwabenalter ein, und er hat uns von da ab in den nächsten 40 Jahren, die ihm noch geschenkt waren, manches gewichtige Werk geschenkt. Ein stiller, besinnlicher Klang setzte sich darin unauffällig, aber auch unüberhörbar durch, und daß der Dichter in der Einsamkeit des Schönbuchs die Verbindung mit dem politischen Leben der Zeit nie verloren hat, das hat er inmitten der heftigen Wandlungen dieser Zeit mehrfach bewiesen. Nach dem ersten Weltkrieg hat er zum Widerstand gegen den Spartakusbund aufgerufen; am 9. Januar 1919 hat er persönlich die rote Fahne vom Stuttgarter Rathaus heruntergeholt, und im Jahre 1932 mit seinen vielen Wahlkämpfen legte er einmal kurz entschlossen die Leiter an seinem Waldenbucher Häuschen an und nahm ein Plakat weg, das die Nationalsozialisten dort über Nacht angebracht hatten. Den Schwierigkeiten, die er später davon gehabt, hat er unverdrossen ins Auge gesehen. Er ist sich stets gleich geblieben, und wenn seine gut deutsche, nationale Gesinnung später gelegentlich in verengerndem Parteisinne umgedeutet worden ist, so ist er selbst daran nicht beteiligt und nicht schuldig gewesen.

In seiner kurzen Erzählung „Die Liebe des Dr. phil. Berthold Horn“ kennzeichnet Ehrler in der Gestalt des Studienassessors Berthold Horn sich selbst besser, als Außenstehende es zu tun vermöchten, wenn er von dem „in sich gewendeten Dasein“ dieses Mannes spricht, der plötzlich durch die Liebe angerührt, verwandelt und zu einem Helden wird. In der Schule „lief die vollgewordene Schatzkammer über“, und der Assessor „breitete den gesammelten Reichtum aus“.

Das ist Hans Heinrich Ehrler, ganz und gar. Eine „vollgewordene Schatzkammer“, die vom ersten Buche ab ihren „gesammelten Reichtum“ liebend und verschwenderisch „austeilt“. „Man könnte ihn zu den Gestalten zählen“, heißt es hier weiter, „die zuviel Inhalt haben, zuviel inneren Menschen“, aber die „Natur“ hatte ihm ein „Schutzmittel“ dagegen verliehen, den „Humor“, der „aus dem Boden der humanistischen Geisteswelt sprießt“. Dank diesem Humor war er „allen Tücken seiner Unzulänglichkeit überlegen“, und der „innere Mensch trat durch den äußeren heraus“.

Dieses Herausstreten geschah bei Ehrler in dem Werk, das er uns hinterlassen hat. In der Art, wie er es vortrug, ist das Priesterliche, von dem er sich nur äußerlich ab-, und das Journalistische, dem er sich nur äußerlich zugewandt hat, eine seltsame Verbindung eingegangen. Der Mensch, der mahnt und predigt, verleugnet sich darin ebensowenig

wie der Mann, der sich berufen fühlt, so etwas zu sein wie ein „öffentliches Gewissen“. Er stellt gern bestimmte Gedanken und ethische Höchstwerte in den Mittelpunkt seiner Werke, wie den Opfergedanken, der den Liederzyklus „Klage der Braut“ und die Novellensammlung „Elisabeths Opferung“ beherrscht.

Der „innere Mensch“, der sich in der eigenen Reife, von Stufe zu Stufe, in Andacht und Einsamkeit, dann aber auch auf längeren, bedeutsamen Reisen, mit hohen Inhalten gefüllt hat, tritt dann heraus, stellt sich zum Du und spricht dieses Du beschwörend an. Es ist kein Zufall, daß der Brief, eine so wichtige Rolle bei dieser Aussprache und Ansprache spielt. „Briefe vom Land“, hieß das erste, 1911 erschienene Werk; „Briefe aus meinem Kloster“ hieß ein später erschienenenes (1922), und in der Form der „Briefe eines Sterbenden“ gab Ehrler den ‚Roman‘ „Die Frist“ (1930). – Dazu treten die Berichte, die Aussagen, die von Erfahrungen und Erlebnissen seiner Reisen künden: 1913 die „Reise ins Pfarrhaus“, 1926 die „Reise in die Heimat“ und 1930 die „Fahrt nach Berlin“. – Dann die Essays, in denen sich Ehrler ebenfalls auf höchst persönliche Weise ausspricht: 1927 die Liebesphilosophie „Gesetz der Liebe“ und 1938 die Betrachtungen über eigene Lebenserfahrungen „Mit dem Herzen gedacht“. Der Titel dieses Werkes ist bezeichnend für Ehrler: es steckt darin der Denker, der Grübler, der nicht müde wird, an den tiefsten Fragen des Daseins herumzubohren, und der Liebende, der mit dem Herzen denkt, der dem Nächsten mitteilen möchte von all dem, was er im Innersten erfahren hat, um ihn vor Not und Irrtum zu bewahren. –

Daß bei einem Dichter mit so persönlichen Ausdrucksformen die Lyrik einen breiten Raum einnimmt, muß erwartet werden. Mit den „Liedern an ein Mädchen“ begann es 1912; es folgten „Frühlingslieder“ (1913) und „Die Liebe leidet keinen Tod“ (1915). Über die „Gedichte“ (1920) wird die lyrische Aussage dann von Stufe zu Stufe hinaufgeläutert, um in „Gesicht und Antlitz“ (1928), „Die Lichter schwinden im Licht“ (1932) und „Unter dem Abendstern“ (1937) ihre sublimste und gleichzeitig subtilste Form zu erreichen. – Auch die Novelle ist solcher Ausdrucksform angemessen („Der Hof des Patrizierhauses“, 1919, „Elisabeths Opferung“, 1926), dagegen weniger der Roman. So hat der Dichter zwar in einigen Romanen wie dem Kriegsroman „Wolfgang. Das Jahr eines Jünglings“ (1925), den nicht ganz einfachen „drei Begegnungen des Baumeisters Wilhelm“ (1934) und dem vor 1945 geschriebenen, aber erst nach 1945 erschienenen Frauenroman „Charlotte“ viel von der „vollgewordenen Schatzkammer“ seines reichen Innern ausgebreitet, aber er hat damit keine Werke geben können, die im Rahmen ihrer Gattung wirklich zu überzeugen vermocht hätten. Es war zuviel „innerer Mensch“ darin, und die Wirklichkeit ist schließlich dabei doch etwas zu kurz gekommen. Aber für den wahrhaft Suchenden enthalten sie eine Fülle von Wegweisungen, die es lohnen, sich ihnen anzuvertrauen.

„Vom Sinn der Dinge tief beschwert“, ist Hans Heinrich Ehrler, der Liebende und Schenkende, durch unsere Zeit gegangen. Stets hat er voll bohrendem Eifer nach dem tragenden Grund alles Seienden gesucht. Sein Schaffen ist ein geistiges Erwandern der Heimat und ein glühendes Ringen um die innersten Seelenkräfte des Menschen gewesen. Seine Stimme hallte nicht laut durch die Zeit, aber sein Wort war doch kraftvoll und reich an Gehalt. Er hat damit dem deutschen Wesen „klärend und heilsam dienen“ wollen, und dieser Dienst wird weiterwirken, auch wenn sich der Mund des Dichters nun für immer geschlossen hat.

H. L.

Hans Heinrich Ehrler

Ein Erinnerungsblatt von Frid. Rimmelé

In der Zeit der langen Abendsitzungen am Honorationentisch der „Post“ zog ich es bei meinen häufigen Besuchen in Maulbronn mitunter vor, mein Nachtessen in einem kleinen, aber guten „Wirtschäftle“ einzunehmen, um dann früher zur Ruhe zu kommen. Als ich eines Abends schon ziemlich spät die Stube betrat, saß auf dem Sofa am runden Tisch unter der traulichen Lampe ein mir fremder, einsamer Gast, der meinen Gruß nur mürrisch erwiderte. Bis mein Abendbrot aufgetragen wurde, ließ er sich unbekümmert von mir lange beobachten. Aus seiner tief-sinnigen Art, seinem nach innen gerichteten, an den äußeren Vorgängen teilnahmslosen Blick, gewann ich den Eindruck, als wälze dieser stumme Gast sehr schwerwiegende Probleme, als überlege er einen passenden Weg, der ihn ins Jenseits führen könnte. Als aber meine Speise auf den Tisch gestellt wurde, kam in den Sonderling plötzlich Leben. Gierig folgten seine Augen meinem Tun, und plötzlich brach der Bann und seinem Munde entrang sich das fragende Wort: „Gut?“ Ebenso einsilbig antwortete ich: „Ausgezeichnet!“, worauf er nach kurzer Überlegung mit einem Seitenblick auf meinen Teller in die Stube rief: „Bertale, mir au!“ Als er sich dann, offenbar sehr hungrig, dem Essen hingab, setzte ich unsere schwäbisch wortkarge Unterhaltung fort, indem ich teilnahmsvoll frug: „Schmeckt's?“ „M-he“ war seine lakonische Antwort. Als er satt zu sein schien, lud ich „s' Bertale“ ein, sich mit einem Gläschen zu mir zu setzen. Wir sprachen ohne Anteilnahme des Dritten über dies und das, bis die Haustochter mir sagte, sie dürfe in nächster Woche auf einige Tage zu Freunden nach Friedrichshafen. Dieses Wort weckte den Tischgenossen plötzlich aus seinen Träumen, und in schönen, erstaunlich gut gewählten Worten sang er ein Loblied auf den Bodensee, auf dessen Farbenreichtum und feinen Stimmungszauber im Wechsel der Jahreszeiten, auf die Blütenpracht der Ufer im Frühling und die Fernsicht auf tiefverschneite Berge im Winter. Aber ... sagte er dann sehr gedehnt, er habe am See, wo sein Arbeitszimmer unmittelbar am Ufer lag, nicht bleiben können, weil dieser immer „sooo“ gemacht habe. Dabei breitete der Unbekannte seine Arme weit aus und zog sie wieder zusammen, als wolle er jemand

umarmen und an sich pressen. Mit dieser oftmals wiederholten Gebärde deutete er an, daß die Wasser des Sees wie in heißem Verlangen ihn umfassen und in ihre Tiefe ziehen wollten. Diese anschauliche Darstellung weckte mein Interesse an diesem sonderbaren, zweifellos gebildeten Menschen immer mehr. Zu Fragen wollte ich mich nicht entschließen, und so mutmaßte ich, gegen jede innere Überzeugung, er könnte der Post- oder Zollverwaltung angehören, bloß weil diese am Ufer lagen und ich an einen privaten Arbeitsraum nicht dachte.

Aber der Fremde stellte mir weitere Rätsel! Wir kamen, spät genug, auch auf das in Reichweite liegende Kloster zu sprechen. Und da klagte er in bitteren Worten, daß es von den Besuchern so selten in seinem wahren Werte gewürdigt würde. Da seien die Forscher und Kunstgelehrten, die bloß wissen wollen, in welchem Jahrhundert und in welcher Stilperiode dieser oder jener Stein versetzt wurde, da seien vor allem die Architekten, die, kaum daß sie den geheiligten Klosterboden betreten haben, Stift und Skizzenbuch herausziehen, um bald dieses Profil, bald jenes Kapitell, womöglich unter Zuhilfenahme des Maßstabes aufzuzeichnen, statt die Räume im Geiste mit den alten Mönchen, die unter den Grabplatten schlummern, neu zu beleben. Solche Zeugen müsse man mit den alten Steinen auf das Gemüt einwirken lassen. Ich entgegnete, dieses abfällige Urteil sei nicht immer berechtigt. Ich würde beispielsweise einen Architekten kennen, der das Kloster ganz im Sinne seelischen Erlebens genieße, der auch in dunkler Nacht durch die stillen Hallen schreite, der stundenlang, gleichsam betend, im großen Chorgestühl der Kirche knie und in dem vom silbernen Mondlicht durchfluteten Kreuzgarten dem zart und melodisch klingenden Lied des Brunnens lausche.

Als mein Tischnachbar solche Worte hörte, wurden seine Augen größer und fingen an zu glänzen. Immer mehr sprachen wir vom Kloster, und ich staunte über die seltene Art, wie er es liebte und kannte. So wähnte ich, in ihm irgendeinen Lehrer oder Studienrat des Klosterseminars gefunden zu haben. Aber auch in ihm mag das Interesse an meiner Person wesentlich größer geworden sein. Jeder wollte vom anderen wissen, wer er sei. Jeder wartete auf den Augenblick, in welchem der andere den Raum für kurze Zeit verlassen werde, damit dann das „Bertale“ gefragt werden könne, woher er kam, die Fahrt und wie sein Name. Ich erwies mich als der Stärkere, und als ich so das Wort „Hans Heinrich Ehrler“ fallen hörte, war mir's plötzlich, als würde mir eine Binde von den Augen genommen. Jedes gesprochene Wort erkannte ich jetzt als Äußerung des Dichters. Was er vom See, was er vom Kloster gesagt hatte, stieg vor mir auf wie Perlen aus schäumendem Sekt. Freudig bewegt ging ich auf ihn zu und ersparte ihm jede weitere Frage. Die Gläser wurden immer wieder gefüllt, bis schließlich sich das „Bertale“ sträubte, nochmals in den Keller zu gehen. Weit später kam ich zu Bett, als wenn ich den Abend bei den Honorationen verbracht hätte. Aber diese nächtlichen Stunden waren mir ein seltenes Erlebnis, ein geistiger Gewinn.

Zur Schloßplatzfrage

Die ZAS glaubt meine in Nr. 28 des Amtsblattes der Stadt Stuttgart wiedergegebene Erklärung zur Schloßplatzfrage damit widerlegen zu können, daß sie erneut dieselben Behauptungen aufstellt, gegen die ich mich in dieser gewandt habe. Ich hatte somit völlig recht, daß ich dort den Standpunkt vertrat, es sei ganz sinnlos, sich mit der ZAS über den Planiedurchbruch auseinanderzusetzen. Ich wiederhole jedoch, daß den Sachverständigen der ZAS andere, ebenso erfahrene und namhafte, gegenüberstehen, die den Planiedurchbruch, und zwar gerade aus Verkehrsgründen, für falsch halten. Daß außerdem eine schwere Beeinträchtigung des Schloßplatzes zu erwarten ist, diese Ansicht teilen mit mir Dutzende von Fachleuten und Tausende Stuttgarter.

Die im Anschluß an meine Erklärung gemachten Ausführungen der ZAS über die Frage der Erhaltung des Schloßplatzes kann ich jedoch nicht unwidersprochen lassen, weil durch diese Ausführungen in der Öffentlichkeit ein falsches Bild erweckt wird. Gewiß ist der Schloßplatz in seiner heutigen Erscheinung etwas geschichtlich Gewordenes, es ist aber falsch und widerspricht den Tatsachen, in ihm „ein keinesfalls künstlerisch Gewolltes“ zu sehen. Es fehlt hier der Raum zur Erläuterung der zahlreichen Projekte, die von der Erbauung des Neuen Schlosses an bis zu seinem jetzigen Zustand sich mit seiner Gestaltung befaßt haben. So wie der Schloßplatz jetzt ist, ist er eine typisch klassizistische Platzanlage, die zwar nicht mehr wie im Barock geschlossene Wände besitzt, die auf eine Dominante, in unserem Fall das Neue Schloß, ausgerichtet waren, die vielmehr in ihrer Weite durch einzelne Bauten begrenzt ist, deren Größenverhältnisse sorgfältig aufeinander abgestimmt sind. Dabei hatte der Kronprinzenpalast die Aufgabe, zu dem hohen Geschäftshaus des großen Bazzars und den späteren Bauten der oberen Königstraße überzuleiten, zugleich aber als Eckpfeiler die Platzfront zwischen Kanzlei- und Fürstenstraße zu beherrschen, ohne jedoch den langgestreckten, mit Rücksicht auf das Schloß niedriggehaltenen Königsbau zu erdrücken. So etwa sieht in Wirklichkeit der „ungünstige Dualismus“ (vgl. Aufsatz der ZAS) dieser beiden Bauten aus. Der Schloßplatz ist trotz seiner nicht restlos geschlossenen Wände bis jetzt eine Einheit und wurde stets als solche empfunden. Er ist die große Leistung des Klassizismus in Stuttgart, der ja überhaupt erst das neue Stuttgart geschaffen hat. Gerade wenn man die Stadt als Kunstwerk insgesamt betrachtet, muß die Forderung erhoben werden, den Schloßplatz als einzigen Platz von großstädtischem Format, der in seiner Gesamtheit nicht nur internationale Berühmtheit besitzt, sondern auch auf beschränktem Raum und daher besonders wirkungsvoll die städtebauliche und geschichtliche Vergangenheit der Landeshauptstadt verkörpert, zu erhalten. Die ZAS ist demgegenüber der Meinung, es sei ihre Aufgabe, auch unsere Zeit an der Gestaltung dieses Raumes teilnehmen zu lassen. Abbruch ist aber keine Gestaltung, und der Preis,

der für diese „Gestaltung“ gezahlt werden soll, wird nichts anderes sein als eine schwere Schädigung des Schloßplatzes. Merkwürdig berührt die Begründung der ZAS für den geplanten Planiedurchbruch. Kein Fremder ahne nämlich, daß sich hinter der geschlossenen Wand der Königstraße der größte Teil der Stadt ausbreite. Abgesehen davon, daß der Stadtaufbau in erster Linie den Bedürfnissen der Stuttgarter zu dienen hat, gibt es doch wohl Fremde, die eine Ahnung davon besitzen. Wir haben außerdem zu der ZAS immerhin so viel Zutrauen, daß sie diesen Stadtteil durch die Lautenschlager- und die geplante Rote Straße in Verbindung mit Zubringerstraßen aus allen Richtungen zur Genüge erschließen wird.

Daß die ZAS ein Rumpfstück des Kronprinzenpalastes stehen lassen will, desselben Baus, den sie als architektonisch belanglos bezeichnet, möge am Rande vermerkt werden, wie auch ihr Eintreten für die nachträglich gepflanzte verfehlte Kastanienreihe vor dem Königsbau, die von ihr als günstig angesehen wird, weil sie „das unglückliche Nebeneinander des Königsbaus und des Kronprinzenpalastes“ mildere. Wenn aber etwas die Einheit des Schloßplatzes stört, so sind es gerade die Baumreihen vor dem Königsbau und dem Neuen Schloß, die längst hätten gefällt werden müssen.

Zu den weiteren „Widerlegungen“ der ZAS kann ich mich kurz fassen. Ich wiederhole, daß ich in meinem Vortrag den Wiederaufbau in den kleineren württembergischen Städten in keinerlei Beziehung zum Stuttgarter Marktplatz gebracht habe. Ich wiederhole ferner, daß ich die schleppende Instandsetzung der Stiftskirche in gar keiner Weise der Stadtverwaltung zum Vorwurf gemacht habe. Die ZAS verteidigt sich also auf einem Gebiet, auf dem sie überhaupt nicht angegriffen worden ist. Sie verteidigt sich außerdem mit zweifelhaften Angaben. Der Staat hat zwar für die Instandsetzung der Stiftskirche einen Beitrag gegeben, der 2000 DM kleiner ist als der der Stadt. Er hat aber der Stiftskirchengemeinde für andere denkmalpflegerische Zwecke 5000 DM überwiesen. Ich halte es persönlich für grundsätzlich falsch, sich gegenseitig vorzurechnen, was man getan hat oder tun soll. Ich stehe auf dem Standpunkt, daß beide, Staat und Stadt, zusammenhelfen sollten, um entsprechend ihrem Vermögen zu helfen, so gut es geht. Was die Staatsmittel anbelangt, so möge man bedenken, daß auch andere Städte auf Hilfe Anspruch erheben. Daß diese Hilfe im Verhältnis zu den gewaltigen Schäden viel zu gering ist, bedauert niemand mehr als die Denkmalpflege selbst. Eine Stadt, die so schwere Schäden davongetragen hat wie Stuttgart, sollte aber von sich aus für die Erhaltung ihrer Baudenkmäler so viel tun, als sie es eben vermag, denn sie sind es immer noch, die ihr den Charakter geben – nicht Neubauten, die aus Stuttgart eine Allerweltsstadt machen.

Was das Steinhaus anbelangt, so glaube ich in meiner ersten Erwiderung für jeden Unvoreingenommenen zur Genüge die Verhältnisse geklärt zu haben, die zu meiner seinerzeitigen Zustimmung zum Abbruch führten.

Richard Schmidt

Paul Faerber, *Nicolaus Friedrich von Thouret, ein Baumeister des Klassizismus*. (1949. W. Kohlhammer, Stuttgart. DM 36.-). Das lange erwartete Werk von Paul Faerber über Thouret, den führenden Baukünstler des Klassizismus in Schwaben, ist um so willkommener, als die letzten Werke des Künstlers in Stuttgart, die nicht schon der Kulturlosigkeit des späten 19. Jahrhunderts zum Opfer gefallen waren, 1944 vollständig zerstört und auch die Modelle zu seinen Bauten mit dem Stuttgarter Neuen Schloß verbrannt sind. So hat Faerbers umfangreiches Werk mit seinen 250 fast durchweg neuen Illustrationen auf alle Fälle schon einmal den Wert einer unersetzlichen Dokumentensammlung. Der Verfasser gibt eine eingehende Darstellung des Lebensgangs von Thouret, der in der Karlsschule als Maler ausgebildet worden war und sich erst 1793-97 in Rom unter der Einwirkung des großen badischen Baumeisters Weinbrenner der Baukunst zugewandt hatte. Wie für Weinbrenner ist auch für Thouret die Übereinstimmung von Form und Aufgabe das Wesentliche in einem architektonischen Kunstwerk, ist die antike Form nicht äußerlich übernommener Modestil. Die Plastizität und die logische Struktur der antiken Architektur entspricht seinem eigenen künstlerischen Gestaltungswillen. Hatte sich Thouret auch in seinem ersten größeren, nach der Rückkehr aus Italien erhaltenen Auftrag, der Innenausstattung des Ludwigsburger Favoritenschloßchens, noch zarter, fast eleganter Prägungen aus dem Formenschatz der Antike bedient, die noch manches vom Übergangsstil des frühen Klassizismus an sich haben, so blieben doch die in Paris und Rom empfangenen Eindrücke der strengen dorischen Richtung der klassizistischen Kunst bei ihm zeitlebens die maßgebenden. Thourets größter künstlerischer Wurf, der Entwurf zum Neubau des Stuttgarter königlichen Hoftheaters 1837, vielleicht einer der schönsten Baudenkmale des deutschen Klassizismus, wurde abgelehnt, weil sein strenges Stilwollen nicht mehr der fortgeschrittenen Zeit war. Vorbildlich und in seiner schlichten Zweckform wahrhaft monumental ist Thourets Katharinenhospital; Faerber vermutet mit Recht hier Anregungen der Bauten von Friedrich Gilly. Das von König Friedrich für seinen Freund, den Grafen Carl von Zeppelin (+ 1801) bestellte Grabmal, ein dorischer Rundtempel mit Porticus auf dem Ludwigsburger Friedhof, erscheint dagegen zu akademisch klassisch korrekt. Die schweren Arkaden, mit denen der Baumeister das in den See gebaute Schloßchen Monrepos unterfing, um es vor den Feuchtigkeitsschäden zu retten, haben dem graziösen Rokokobau Guépières einen ganz anderen, fast gestelzt vornehmen, würdebetonen Charakter verliehen. Nur in dem Cannstatter Kursaal versteht sich Thouret zu heiteren, leichteren Formen in klassischem Gewande. Doch auch er hat sich im Widerspruch zu seinem Lebenswerk noch auf seine alten Tage zum Stilhistorismus des 19. Jahrhunderts bekannt in dem romantisch verbrämten Wildbader Kursaal, nachdem er zeitlebens in allen Fragen der Kunst mit Leidenschaft die konservative, streng klassische Form verteidigt hatte. Die stattliche Reihe von Thourets Privatbauten in Stuttgart, deren sparsamer Schmuck sich auf einen schlichten Porticus oder eine Pilastergliederung beschränkte, hat die monumentale Würde der Großbauten und bestimmte weitgehend das Stadtbild Stuttgarts bis in das späte 19. Jahrhundert.

Während die 1798-1800 auf Goethes Veranlassung von Thouret gestalteten Innenräume des Weimarer Schlosses fast ganz verändert sind und das berühmte, von ihm umgebaute Weimarer Hoftheater 1825 schon von einem

Brande vernichtet wurde, nachdem auch Thourets Innenräume im Stuttgarter Neuen Schloß mit den prächtigen roten und blauen Marmorsälen 1944 zugrunde gegangen sind, haben sich von Thourets Innenarchitekturen nur noch die 1799-1816 in klassischem Empire umgebauten fürstlichen Appartements im Neuen Corps de Logis zu Ludwigsburg erhalten. Das streng architektonische Empfinden von Thouret ist auch hier bestimmend. Die Dekoration beschränkt sich auf eine schlichte Pilastergliederung, ein sparsam dekoriertes Gesims und hier und dort auf ein ornamentales Relief, um nur die klaren Verhältnisse des Raumes sprechen zu lassen. Das prachtvolle Empiremobiliar, erhält eine raumgliedernde Funktion. Es ist zu einem großen Teil von Thouret selber entworfen worden, der dabei kaum von den international herrschenden Empireformen absetzte. Ein kleiner Irrtum ist hier zu berichtigen: Der auf Tafel 57 abgebildete, jetzt zerstörte Riesenspiegel war eine Pariser Arbeit, ein Geschenk Napoleons an König Friedrich.

Weitere Arbeiten von Thouret, wie der Redoutensaal an der Stelle des heutigen Königsbaus oder die Innengestaltung der Eberhardskirche und das Ludwigsburger Schloßtheater seien nur erwähnt. Erst durch Faerbers Forschungen ist die Bedeutung Thourets für das Stuttgarter Stadtbild in das richtige Licht gesetzt worden. Sein Generalbauplan von 1818 bestimmte auf Jahrzehnte hinaus die Entwicklung der Stadt, die in den nach Thourets Plänen angelegten Teilen um die Friedrichstraße, Kronenstraße und Friedrichsplatz, um die untere König-, Neckar- und Marienstraße, Wilhelmsplatz und äußere Hauptstätter Straße künstlerisch und zweckmäßig vorbildlich angelegt war.

Faerber gibt der sehr eingehenden und gründlichen, durch die wörtliche Wiedergabe vieler Dokumente unterbauten Darstellung des künstlerischen und menschlichen Werdegangs von Thouret die reizvolle Umrahmung durch Streiflichter auf die allgemeinen kulturellen und auch politischen Verhältnisse. Erfreulich ist auch seine positive Charakteristik des vielfach einseitig verurteilten Königs Friedrich, der für künstlerische Dinge oft eine überraschende Aufgeschlossenheit zeigte.

Faerber hat mit seinem Werk das Schaffen eines der bedeutendsten schwäbischen Künstler ins Licht gestellt. Seine Arbeit, die sich auf zuverlässige Einzelforschungen stützt, ist für jedes Weiterarbeiten auf dem Gebiet der Kunst- und Baugeschichte des frühen 19. Jahrhunderts in Württemberg unentbehrlich und zudem ist das Buch auch eine genußreiche Lektüre. Ein Namensregister wäre gerade bei der Fülle des Gebotenen wünschenswert. Das Buch verdiente den Erfolg, daß Thouret die ihm zukommende Stellung unter den ersten Meistern der Baukunst seiner Zeit in der Kunstgeschichte gewinnt.

W. Fleischhauer

Heimatsbuch des Kreises Nürtingen. Bd. 1. 1950. Im Auftrag des Kreisverbandes Nürtingen herausgegeben von Hans Schwenkel. (Druck von Konrad Triltsch, Würzburg. 800 Seiten mit 347 Abbildungen und einer Karte des Kreises. DM 7.80). Es kann nicht warm genug begrüßt werden, daß der Kreisverband Nürtingen (Landrat Dr. Ernst Schauder und Kreisamtmann Karl Weinbrenner sind besonders zu nennen) dieses imponierende Werk herausgebracht hat.

Der Herausgeber Hans Schwenkel, der die größere Hälfte des ersten Abschnitts (Landschaft und Natur, S. 1 bis 193) und kleinere Abschnitte mit bekannter Sachkenntnis und eine Menge trefflicher photographischer Aufnahmen zu vielen Abschnitten beigesteuert hat, bemerkt mit Recht im Vorwort, daß die geschichtlichen, kunstgeschichtlichen und volkskundlichen Abschnitte weitgehend auf Originalstudien beruhen und vieles bisher Unbekannte enthalten.

Und man darf sagen, daß neben dem kunstgeschichtlichen Abschnitt von Dr. Adolf Schahl, der seine an Ort und Stelle ersammelten reichen Kenntnisse noch etwas volkstümlicher darbieten dürfte, der geschichtliche Abschnitt von Dr. Walter Grube und der volkskundliche Abschnitt von Dr. Helmut Dölker wissenschaftlich und darstellerisch meisterhaft gelungen sind. In dem geschichtlichen Abschnitt Grubes (S. 274–339), der auch den einleitenden Abschnitt (S. 1–9) und ein Abschnitten (S. 654–658) über die geschichtliche Entwicklung des Handwerks beisteuerte, genießt der Forscher Auffrischung und vielfachste Bereicherung seiner Kenntnisse über diesen geschichtlich so reichgestalteten Landesteil unter Teck und Neuffen, die ihn aufs angenehmste an die trefflichen, ebenfalls ganz aus den Quellen gearbeiteten Beiträge der beiden Stälin und Viktor Ernsts zu früheren Oberamtsbeschreibungen erinnern. Auch der nichtfachmännische Leser hat in dieser schlichten und in jedem Satz inhaltsreichen Darstellung eine schwäbische, dann eine württembergische Geschichte in nuce über 1000 Jahre hin am Beispiel eines altwürttembergischen Kerngebiets. Nachdem die Vor- und Frühgeschichte (S. 193–274) einschließlich der Alamannenzeit von Studienrat Dr. Otto Lau sachkundig behandelt ist, gibt Grube in zehn Unterabschnitten die weitere Geschichte: Die Karolingerzeit, Im Herzogtum Schwaben, Adel und Burgen, Städtegründung, Aufstieg der Grafen von Württemberg, Kirchliches Leben im späteren Mittelalter, Bürger und Bauern im späteren Mittelalter, Das Zeitalter der Reformation, Vom Dreißigjährigen Krieg bis zum Ende der Herzogszeit, Das 19. und 20. Jahrhundert. Es zeigt sich hier wieder, daß der tiefe Kenner dem Dreiviertels- und Viertelskenner vielfach auch in der faßlich-schlichten Erzählung überlegen ist. Es gehört dazu freilich neben größtem Fleiß die Abwesenheit jeglichen wissenschaftlichen Hochmuts und der Wille, dem Leser durch Weglassen des Unwichtigen wirklich zu dienen. Mit solcher Höhe selbsterarbeiteter Forschung und „Bescheidenheit“ der Darbietung steht und fällt die Wirkung solcher Bücher für weite Kreise. Echte, ehrliche und schlicht dargebotene Wissenschaft findet auch heute noch dankbare und aufmerksame Leser. Dies gilt auch von Dölkers Abschnitt (S. 445–504): a) Sitte und Brauch, b) Mundart und Volkssprache, c) Flurnamen, d) Die Sage, e) Haus und Hausrat, f) Familienkundliches (dieser letztere Abschnitt von Landrat Helmut Maier, bei den anderen wirkten weitere Helfer mit). Hier kann wirklich auch der Nichtfachmann bei den sprachlichen und mundartlichen Darlegungen mitkommen.

Die Heraushebung dieser Abschnitte des Buchs soll nun aber das große Verdienst der weiteren nicht schmälern, die ebenfalls meist von besonderen Fachmännern geschrieben sind: So der treffliche (IV) über die Bevölkerung (S. 505–520) des Statistikers Emil Fiedler und die großen Arbeiten über das Wirtschaftsleben (V S. 520 bis 711): Steine, Erden und Quellen; Landwirtschaft; Wald- und Forstwirtschaft; Wasserwirtschaft und Wasserversorgung; Energieversorgung; Handwerk und Industrie; Verkehrseinrichtungen; Geldwesen. Das Geschichtliche ist meist glücklich mit der Darstellung des gegenwärtigen Zustandes verknüpft, die ihrerseits eine hervorragende Quelle zur Geschichte der letzten Jahrzehnte, vor allem auch der Aufbaujahre 1945–1950, für künftige Geschlechter darstellen wird. Dies gilt auch von dem Abschnitt VI: Öffentliche Einrichtungen (S. 712 bis 798), abgesehen von dem ungenügenden über Verwaltung und Rechtspflege.

Man kann dem Vor- und Schlußwort Hans Schwenkels nur beistimmen, daß dieses Buch die Heimatliebe, ohne die wir die Sorgen und Aufgaben der Gegenwart nicht meistern können, bei Alteinheimischen und Neubürgern

aufs stärkste fördern wird; oder wie Walter Grube am Schluß seines Abschnitts sagt (S. 358): Wer an der unendlichen Aufgabe zu verzagen droht, mag Kräfte schöpfen aus der Geschichte, nicht nur aus dem geschichtlichen Beispiel jener Menschen, die nach 1648 pflichtgetreu ans Werk gingen, sondern in einem allgemeineren Sinn aus der Einsicht, daß alles menschliche Handeln seine geschichtliche Wirkung erhält von den sittlichen Kräften, die es tragen.

H. Haering

Otto Feucht, *Der Wald um Stuttgart, Rückblick und Ausblick*. (80 Seiten und 62 Kunstdrucktafeln. DM 9.–, 1951, W. Kohlhammer, Stuttgart). Forstmeister a. D. Dr. h. c. Otto Feucht übergibt eine weitere reife Frucht seiner Lebensarbeit der Öffentlichkeit. Das Buch verrät eine innige persönliche Verbundenheit mit der Stadt und ihren Wäldern, die teils auf Jugenderlebnissen (Feucht ist 1879 in Stuttgart geboren und lebte bis zum Jahre 1897 dort), teils auf der jahrzehntelangen forstlichen Betreuung der zum Forstamt Solitude gehörigen Wälder (von 1926–1948) beruht. – Der erste Abschnitt behandelt die Waldgeschichte und die Wandlung der Kulturlandschaft an der Hand schriftlicher Urkunden und auf Grund des Alters noch vorhandener oder in letzter Zeit abgegangener alter Bäume als lebendigen Zeugen der Vergangenheit. Von Nadelhölzern ist nur die Kiefer an bestimmten Standorten bodenständig, alle übrigen sind künstlich eingebracht. Der Solitudewald wird als Denkmal der Jagdgeschichte in Abschnitt II geschildert, das Naturschutzgebiet Rotwildpark und die anderen ehemaligen Königlichen Tiergärten in Abschnitt III des Näheren behandelt. Dabei sind die alten Bäume als Naturdenkmale nicht vergessen. Abschnitt IV ist dem Wald von heute gewidmet, in dem die Grundsätze dargelegt werden, nach denen der Verfasser als verantwortlicher Forstmann seine Wälder um Stuttgart bewirtschaftet hat; sie haben heute mehr und mehr allgemeine Gültigkeit erlangt. Die Ausführungen erschließen dem Laien das Verständnis für die forstlichen Maßnahmen und gewähren tiefe Einblicke in die Wunden, welche vor allem der letzte Krieg, die Bomben, die Holznot, die Käferplage und die Trockenheit, aber auch menschliche Eingriffe den Stuttgarter Wäldern geschlagen haben und welche Sorgen nicht bloß den Forstmann, sondern jeden Stuttgarter erfüllen. Dem Waldbesucher wird in taktvoller Weise nahegelegt, wie er sich im Wald und gegen das Wild zu benehmen hat, wobei der unschätzbare Wert des Waldes für Stadt- und Landschaftsbild, für Wirtschaft und Erholung eindrucksvoll dargelegt werden. Ein V. Abschnitt behandelt im besonderen die Bedeutung der Stuttgarter Wälder für das Stadtbild und für das Klima der Kesselstadt. Planskizzen und ausgezeichnete Bilder nach eigenen Aufnahmen geben eine lebendige Anschauung. Gerne hätte man nähere Auskunft über den Umfang von Rodungen (für Siedlungszwecke, Kleingärten usw.) in den letzten Jahrzehnten und über die Einbrüche der Großstadt in das Innere des Waldes durch Sportplätze, Bauten, den Waldfriedhof u. a. gehabt. Auch Hinweise auf richtige und verfehlete Gestaltungen des Waldes entlang von Straßen, bei Schutzhütten, Aussichtsplätzen und dergleichen wären erwünscht gewesen. – Ein Anhang über Waldnamen, ihre Herkunft und ihre Bedeutung wird vielen willkommen sein. Das in klarem und sachlichem Stil geschriebene und folgerichtig aufgebaute Buch mit seinen sachlichen, zuverlässigen Angaben kommt einem wirklichen Bedürfnis der Bevölkerung von Stuttgart und des Landes entgegen, die so wenig über die berühmten Wälder von Stuttgart, der „Stadt zwischen Wald und Reben“, unterrichtet ist und der das Buch ein willkommener Führer sein wird.

H. Schwenkel

Der Münsterschatz und neue kirchliche Goldschmiedekunst in Schwäbisch Gmünd

Es war eine kühne Gegenüberstellung, die Dr. Erhard, der Leiter des Gmünder Heimatmuseums, und Kustos Keck in einer Ausstellung wagten. Aus Anlaß der über eine Woche sich erstreckenden 600-Jahrfeier des von Heinrich Parler erbauten Chors der Heilig-Kreuzkirche wurden Mitte Juli in der Staatlichen Höheren Fachschule der Kirchenschatz von Heiligkreuz und die Arbeiten von Gmünder Gold- und Silberschmieden der Gegenwart zur Schau gestellt. Wie würden sich diese gegen jenen halten? Dies war die Frage, die sich der Besucher stellen mußte, während er sich mit einigen Schwierigkeiten zu der am Stadtrand gelegenen, von Martin Elsässer errichteten Schule durchzufinden versuchte – Wegweisung fehlte (auch eine solche gehört zu der für einen Veranstalter notwendigen, verständnisvoll nachsichtigen „humanitas“). Die Fülle des Gebotenen war groß: eine bessere Beschriftung hätte übrigens die Aufmerksamkeit mehr auf die einzelnen Gegenstände gerichtet.

Das Gezeigte gehört durchweg in den Bereich der sakralen Kunst, also einer Kunst, die nicht nur äußerlich dem kirchlichen Raum angehört, sondern diesen wesentlich mitschafft als einen jedenfalls nicht profanen, d. h. der Welt zugehörigen Raum, in dem sich in künstlerischer Schau das Verhältnis der im Gottesdienst versammelten Menschen zu Gott ausdrückt. Von strengster sakraler Wirkung war darin die gezeigte spätgotische Turmonstranz, die jenen Raum in der gesammeltesten Weise verkörperte als eine beinahe unirdische, filigranhaft aufgelöste Kleinstarchitektur. Fast wirkte die daneben barocke Sonnenmonstranz um ein Kleines zu aufwendig und überschwänglich. Und doch war auch sie echte sakrale Kunst, nur eben im Sinne des Barock, der nicht in der Weltverneinung bleibt, sondern darüber hinaus eine andere Welt, im Grunde die neue Erde zu schaffen bestrebt ist. Wahrhaft glanzvoll wirkten in diesem Sinne die silbernen und vergoldeten, mit Edelsteinen, Perlen, Emailles, Silber- und Goldfiligran besetzten, größtenteils aus Augsburg stammenden Kelche, Ciborien, Ostensorien, Monstranzen, Rauchfässer, Ampeln, Leuchter.

Neben diesen Zeugnissen sakraler Kunst der Vergangenheit war es mit den Arbeiten der Silber- und Goldschmiede der Gegenwart, die in den anschließenden Räumen zu sehen waren, merkwürdig bestellt. Gerade an denen der Meister Fritz Möhler und Emil Eduard Forster wurde deutlich, daß sie mindestens in dem Sinn sakral sind, als sie stilgemäß in die Gotteshäuser der Gegenwart aus eisenarmiertem Beton gehören. Oskar Bauhofer sagt in „Ars sacra“ 1944-1946 in bezug auf diese Kirchen: „Der christliche Künstler der Gegenwart kann mit seiner Kunst nur sozusagen das Gefäß seiner Schwachheit und Unwürdigkeit anbieten.“ Dieses Gefäß ist er selbst, wie er sich im eisenarmierten Beton als Mensch des naturwissenschaftlich-technischen Zeitalters mitteilt. Gefaßt aber wird in diesem Gefäß das gottes-

dienstliche Geschehen, wie es sich im Kultus und der Liturgie ausdrückt. Dementsprechend werden die in Gmünd gezeigten neuen Geräte einerseits gekennzeichnet durch die werkstoffgebundene, gleichsam technische Form, andererseits durch deren Bindung an den liturgisch-kultischen gottesdienstlichen Zweck. Eine solche Versachlichung der Form, verbunden mit der Versachlichung des Gehaltes hat ohne Zweifel ihre Gefahren, die sich in einer gewissen Neigung zu einer technizistischen Auffassung des Handwerklichen und einer befremdenden Unpersönlichkeit kundzutun vermag. Dieser Gefahr sind nicht erlegen etwa Josef Hokenmaier und Hermann Stadelmaier, die eine sehr wohlthuende persönliche Durchgestaltung in ihren feinen und zarten Arbeiten sehen ließen. Freilich könnte bezweifelt werden, ob sich ihre Werke in den obengenannten Kirchen halten. Womit nicht einmal gesagt sein soll, daß dies ein Tadel wäre. Von August Eiberger verdient ein Topaskreuz von geradezu zauberhafter Transparenz erwähnt zu werden. Anton Kuttler, Julius Vetter, Karl Geiger, Alfons und Lore Feuerle, Hermann Pleuer, Anton Schiller zeigten ebenfalls Beachtliches. Anonyme Arbeiten der Fachschule Gmünd beeindruckten vor allem gegenüber den Meisterarbeiten mit ihren oft zu komplizierten Techniken und gehäuften Materialien durch die wahrhaft sinn- und zweckgemäße Schlichtheit der Form.

Adolf Schah1

Tagung der württ. Geschichtsvereine

Der Verband der Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereine führte am 2./3. Juni in Stuttgart eine Arbeitstagung durch. Diese erste derartige Veranstaltung nach dem Kriege diente der persönlichen Fühlungnahme der einzelnen Geschichtsvereine in Württemberg und der Besprechung von Fragen und Aufgaben der landesgeschichtlichen Forschungsarbeit.

Die unter Vorsitz von Hauptkonservator Dr. H. Dölker (Stuttgart) überraschend zahlreich besuchte Tagung brachte mehrere grundlegende und richtungweisende Referate. Prof. Dr. O. Paret (Stuttgart) sprach über die gegenwärtigen Fragen und Aufgaben der vor- und frühgeschichtlichen Forschung. Dr. H. Zürn (Stuttgart) erläuterte die durch Aufstellung von Kreispflegern gewährleistete Erschließung neuer vorgeschichtlicher Fundstätten. Über das Gebiet des staatlichen, kirchlichen und gemeindlichen Archivwesens gab Oberarchivrat Dr. Max Miller (Stuttgart) wertvolle Aufschlüsse. Staatsarchivrat Dr. Decker-Hauff (Stuttgart) legte den wichtigen Beitrag der Familienkunde zur gesamten Landesforschung dar. Prof. Dr. Herding (Tübingen) umriß die aus dem heutigen Stand der Forschung sich ergebenden Aufgaben der Heimat- und Landesgeschichte unter Herausstellung des Beitrags, den gerade die Geschichtsvereine im einzelnen wie im gesamten zu leisten vermögen. Die engen und befruchtenden Beziehungen der Volks-, Mundart- und Namenkunde zur Geschichtsforschung wurden von Dr. Dölker umfassend und grundsätzlich erläutert, wo-

zu Hauptlehrer W. Müller (Erdmannhausen) in einem aus der unmittelbaren praktischen Arbeit resultierenden Referat lebendige und höchst anschauliche Beispiele gab. Alle Vorträge regten zu einem äußerst lebendigen Gedankenaustausch an. Es zeigte sich, daß die Tagung einem überall im Lande lebendigen Verlangen nach einer Gelegenheit entgegenkam, die Einzelerfahrungen mit den Ergebnissen der Gesamtforschung zu vergleichen und abzustimmen. Der mit dieser Tagung beabsichtigte Versuch, auf dem Wege über die württembergischen Geschichtsvereine der Pflege unserer Landes- und Heimatgeschichte zu dienen, ist durch die Referate und Aussprachen aus dem Stadium des Versuchs in das der tatkräftigen Verwirklichung getreten.

Arbeitskreis für deutsche Hausforschung

Nach längerer Unterbrechung hatte sich der Arbeitskreis erstmals wieder 1950 in Büdingen zusammengefunden; dort wurde der Beschluß gefaßt, den interessierten österreichischen Fachgenossen Gelegenheit zu geben, auch wieder mit dabei zu sein. Und so wählte man als heurigen Tagungsort das unmittelbar an der Ostgrenze gelegene Burghausen. Diese einzigartige Grenzstadt wird jeden Besucher überraschen ob ihrer ganz besonderen landschaftlichen Lage, als „Stadt unter der Erde“, wie Napoleon I. sie einst bezeichnete, an der rauschend und rasch vorüberströmenden Salzach malerisch gelegen, überragt von der hochgelegenen Burg; eine Stadt mit vielhundertjährigem Gesicht, in dem sich noch reines Mittelalter und am stattlichen Marktplatz einheitliche Ausprägung in deutscher Renaissance eindrucksvoll ausprechen.

Am Donnerstag, 28. Juni, konnte der Vorsitzende, Prof. Gustav Wolf, die Teilnehmer in stattlicher Runde begrüßen. Die Österreicher hatten sich mit ihrem Nestor der Volkskunde, Victor v. Geramb (Graz) eingestellt; Studenten und Studentinnen der Universität Graz gaben dem Abend ein heiteres Gepräge durch den sinnigen und minnigen Vortrag köstlicher steirischer Volkslieder. Ebenso erfreulich war die Anwesenheit von Vertretern aus der Schweiz. – Der Freitag, 29. Juni, war der Hauptarbeitstag mit nur kurz unterbrochener Vortragsfolge von 9 bis 22 Uhr. Prof. Wolf betonte den Hauptzweck der Tagung: in gemeinsamer Arbeit und gegenseitigem Gedankenaustausch die zerstreute Tätigkeit zu ergänzen und zu unterstützen und außerdem die Baupflege in guter Baugesinnung, wenn auch in landschaftlichem Eigengepräge, zu befruchten und zu fördern. Prof. Dr. Bruno Schier führte großzügig aus, wie Mitteleuropa immer wieder der Vermittler war, das östliche Mitteleuropa der Kulturtransformator nach Osten; die österr.-ungarische Monarchie sorgte jahrhundertlang für Durchdringung und Ausstrahlung europäischer Kultur auch nach den östlichen Ländern. Dies wird auch deutlich auf dem Gebiet der Landwirtschaft und der Wohnkultur; saubere Stallkultur, mit dem Deckerbrett ausgerichtetes Strohdach,

Entwicklung des schließlich kunstvoll gestalteten Speichers, Bienenkörbe statt ausgehöhlter Baumklötze u. a., aber auch auf allgemein-kulturellem Gebiet (Sage und Märchen u. a.) dieselbe Anreicherung des Ostens durch den Westen.

Dr. Max Gschwend (Basel), der Leiter der Aktion Bauernhofforschung in der Schweiz, berichtete eindrucksvoll über den Stand und die Aufgaben der schweizerischen Bauern- und Bürgerhaus-Forschung; Prof. O. Moser (Klagenfurt) über „Kärntens Hauslandschaften“ und die Probleme ihrer Erforschung. Der Altmeister Prof. Geramb (Graz) sprach an Hand trefflicher Lichtbilder über „die ostalpine Rauchstube“, von der sich einst sieben verschiedene Typen unterscheiden ließen, die aber zu einer volkskundlichen Seltenheit geworden ist.

Aus den weiteren Lichtbildervorträgen des Tages seien noch erwähnt die überzeugenden Ausführungen von Prof. Dr. A. Seifert (München): Das alpenländische Baugesicht zwischen Po und Donau. Im öffentlichen Abendvortrag sprach der „jugendliche Greis“, Museumsdirektor i. R. Dr. Wilhelm Pesfler (Hannover) in alter Frische und mit einzigartiger Sachkenntnis über „Hausforschung und Heimatmuseum“.

Die Samstagsvorträge waren der Bürgerhausforschung vorbehalten. So berichtete Dr. Bernt (Konstanz) über die „deutschen Bürgerhäuser“ vom Mittelalter bis zur Neuzeit. Lebhaftes Interesse fanden die zeitgemäßen Ausführungen von Landesbaudirektor Hazmuka (Graz) über den „Wiederaufbau der kriegszerstörten Oststeiermark“, ebenso wie die temperament- und humorvollen Expectorationen von Arch. R. Schoch (Küßnacht-Zürich) über die „Aufgaben und Arbeiten der schweiz. Innenkolonisation“. Arch. Dipl.-Ing. K. Erdmannsdorfer führte die Zuhörer seines öffentlichen Abendvortrags über „Baupflege in Bayern“ kreuz und quer durch unser östliches Nachbarland.

Am Nachmittag war vorausgegangen eine überaus lohnende Besichtigung der Stadt und der gewaltigen Burg, dem größten Wehrbauwerk Deutschlands; der schlanke Bergrücken zwischen der Salzach und dem Wöhrsee ist in einer Länge von 1100 m beiderseits von Mauern und Türmen begleitet und durch Abschnittsgräben in sechs Höfe geteilt; eine großartige Befestigungsanlage vom spätromanischen Stil des 13. bis in die Spätzeit des 15. Jahrhunderts. Im eigentlichen Burgschloß wurden wir mehrfach überrascht und erfreut durch die originelle alte und neuere Volksmusik der „Pfeifersbueben“ unter der feinsinnigen Leitung von Museumsleiter Kammerer.

Eine Autofahrt nach Salzburg unter der Führung von Dr. Kriechbaum bildete den krönenden Abschluß der Tagung, die weithin im Zeichen des Goethewortes stand:

„Vieles Herrliche der Welt ist in Streit und Zeit
zerronnen,
wer beschützt und erhält, hat das beste Los gewonnen.“

Max Lohß

Jahreshauptversammlung

Die Jahreshauptversammlung des Schwäbischen Heimatbundes wurde am 16. und 17. Juni in Heilbronn, der wohl am schwersten verwüsteten Stadt Württembergs, abgehalten und dem „Wiederaufbau in Württemberg“ gewidmet. Sie erfreute sich der größten Förderung und Unterstützung durch die Stadt Heilbronn, insbesondere das Stadtplanungsamt (Oberbaurat Gerber), und ausgiebiger Mitarbeit unserer Heilbronner Ortsgruppe (Architekt Dipl.-Ing. Röhm).

Die Mitgliederversammlung begann um 15.30 Uhr in der soeben fertiggestellten, von der Stadt schön geschmückten Pestalozzischule (Arch. Röhm). Der Vereinsleiter, der die satzungsgemäß erfolgte Einberufung der Mitgliederversammlung feststellte, begrüßte die erschienenen Mitglieder und Gäste, unter ihnen besonders Ministerialrat Ströle vom Staatsministerium, Oberregierungsrat Bopp vom Kultministerium, Oberbürgermeister Meyle von Heilbronn, ferner die Vertreter mehrerer Vereine, darunter des Vereins „Badische Heimat“, des Bayerischen Landesvereins für Heimatpflege, des Vereins Alt-Ulm, des Historischen Vereins Heilbronn, sowie Vertreter verschiedener Kreise und Städte. Später erschien noch Innenminister Ulrich. Begrüßungsansprachen hielten Oberbürgermeister Meyle, Ministerialrat Ströle, Oberregierungsrat Bopp und Dr. Krüger von Schwäbisch Hall (für den Historischen Verein Württ. Franken). Staatspräsident Dr. Müller und Kultminister Dr. Sauer in Tübingen hatten Grüße gesandt.

Der Vereinsleiter erstattete den Tätigkeitsbericht für die seit der letzten Jahreshauptversammlung verflossenen 9 Monate, aus dem folgendes wiedergegeben sein möge:

Der – nach wie vor rein ehrenamtlich tätige – Vorstand, der jeden Monat eine mehrstündige Sitzung abgehalten hat, hat Direktor Willy Baur in Hechingen, einen langjährigen Heimatforscher und -pfleger, und D. Dr. Gottlieb Merkle, Pfarrer in Hirschau bei Tübingen und Dozent der katholisch-theologischen Fakultät der Universität Tübingen für kirchliche Kunstgeschichte, ausgewählt. Die vorübergehend im Hause Urbanstraße 16 untergebracht gewesene Geschäftsstelle des Bundes befindet sich jetzt wieder im Hauptgebäude der Firma W. Kohlhammer, Urbanstraße 12. Sie hat einen sehr starken Geschäftsanfall, dem sich der Geschäftsführer Dr. Schahl und die Sekretärin Frau Wittek mit großer Hingebung widmen. Die Außenorganisation in Form der Gewinnung von Heimatpflegern und der Bildung tätiger Ortsgruppen hat noch nicht so weit, wie erwünscht, gefördert werden können. Neben den in zahlreichen Städten bestehenden örtlichen Heimatvereinen kommt die Bildung von Ortsgruppen des Schwäbischen Heimatbundes kaum in Frage; die Mitglieder dieser örtlichen Vereine sollten aber nicht verfehlen, auch dem Landesverein, also dem

Schwäbischen Heimatbund, anzugehören. Der Bund zählt zur Zeit rund 5500 Mitglieder und hat in der Berichtszeit durch den Tod zwei Ehrenmitglieder, Landrat Nägele in Nürtingen und Professor Robert Gradmann, sowie eine Reihe weiterer Mitglieder verloren, deren Andenken die Versammlung durch Erheben von den Sitzen ehrte. Es fehlt auch nicht an Austritten, die meist auf Ersparnisgründen beruhen; solche von Gemeinden erscheinen unvereinbar mit der Bedeutung der Heimatpflege und den Leistungen des Bundes für diese. Ihnen entgegenzutreten und neue Mitglieder zu gewinnen, ist ein Hauptbestreben des Vorstandes.

Der Bund blickt auf eine Reihe meist sehr gelungener Veranstaltungen in der Berichtszeit zurück. Die Sommerveranstaltungen 1950 wurden durch eine vielseitige Ludwigsburger Heimatwoche, mit der eine lehrreiche heimatkundliche Ausstellung verbunden war, abgeschlossen. Sehr regen Zuspruchs erfreuten sich die Winterveranstaltungen: vier Vorträge von Dr. Supper, Dr. Walzer, Forstmeister Dr. Feucht und Staatsarchivrat Dr. Decker-Hauff. Dr. Schahl führte an zwei Sonntagen im Februar und März durch die neueren evangelischen und katholischen Kirchen von Groß-Stuttgart. Im April und Mai fanden vier Studienfahrten unter Führung von Dr. Decker-Hauff, Dr. Schahl, Prof. Schwenkel und Baurat Genzmer statt. Außerhalb Stuttgarts hat der Bund, zum Teil zusammen mit Volkshochschulen, Tagungen in Tuttlingen, Ulm (zusammen mit dem Verein Alt-Ulm), Mergentheim, Reutlingen, Göppingen, Nürtingen und Kirchheim durchgeführt. In Riedlingen sprach unser Kreisheimatpfleger Dr. Schmidt-Ebhausen bei einer Tagung der Heimatvertriebenen über das Thema „Von Heimat zu Heimat“. Der Aufgabe, dazu beizutragen, daß die im Lande wohnenden Heimatvertriebenen bei uns heimisch werden, widmet der Vorstand besondere Aufmerksamkeit. Auch einzelne Ortsgruppen haben in dankenswerter Weise selbständige Veranstaltungen durchgeführt.

Die Arbeitsgemeinschaft für Volkskunde hat unter unserem Vorstandsmitglied Dr. Dölker, der heute in Deutschland eine führende Rolle auf diesem Gebiete spielt, eifrig gearbeitet. Dr. Walzer widmet sich einer Arbeitsgemeinschaft für Trachten und Brauchtum.

Die Beziehungen zu verwandten Vereinen haben wir durch Teilnahme am zweiten und dritten Bayrischen Heimattag, an der Tagung des Arbeitskreises für deutsche Hausforschung und an der Jahresversammlung des Schwäbischen Albvereins gepflegt. An der Erneuerung des Deutschen Heimatbundes in Form einer Arbeitsgemeinschaft der Heimatbünde nehmen wir teil. Dem Verband der volkskundlichen Vereinigungen sind wir beigetreten.

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ nimmt nach wie vor einen breiten Raum in der Bundesarbeit ein. Die Verbindung mit der Zeitschrift „Schwabenland“, an deren Stelle jetzt eine Zeitschrift „Württembergischer Land“ er-

scheint, ist gelöst worden. Gestaltungs- und Finanzierungsfragen, die sich im Zusammenhang damit ergeben, bilden den Gegenstand schwebender Verhandlungen mit der Firma W. Kohlhammer.

Der Wiederaufbau der zerstörten Städte beschäftigt den Bund in außerordentlich starkem Maße. Die Entwicklung in Heilbronn erscheint am friedlichsten und erfreulichsten. In Ulm bestehen starke Gegensätze zwischen der Stadtverwaltung und dem Verein Alt-Ulm, die auch den Bund auf den Plan gerufen haben. In Stuttgart läßt nach der Auffassung des Bundes allzu einseitige Behandlung des Wiederaufbaus unter dem Gesichtspunkt der Verkehrsplanung die gebotene Rücksicht auf die wenigen erhaltenen städtebaulichen Schönheiten, besonders das Bild des Schloßplatzes, vermissen. Der Neubau des Olgabaus ist zu massig und zu hoch. Das Kronprinzenpalais soll dem Autoverkehr zulieb einer die Königstraße kreuzenden Verlängerung der Planie geopfert werden. Das Staatsministerium hat in seiner neuen Zusammensetzung erneut über das Ansinnen der Preisgabe des Kronprinzenpalais beraten und dabei seine frühere ablehnende Entscheidung nicht schlechthin aufrechterhalten. Der Bund hat sich daraufhin in der bekannten Weise an die Öffentlichkeit gewendet; seiner an das Staatsministerium gerichteten nachdrücklichen Verwahrung gegen die Zerstörung der einzigartigen schönen Geschlossenheit des Schloßplatzes haben sich viele Tausende durch ihre Unterschrift angeschlossen. (Die Mitgliederversammlung erklärte sich mit dem bezüglichen Vorgehen des Vorstandes einverstanden.)

Der Bekämpfung der die Orts- und Landschaftsbilder verunstaltenden Außenreklame, die eben jetzt bei der Bundesregierung einen starken Vorstoß unternimmt, wird sich der Bund nachdrücklich widmen.

Der Bruchteil unserer Bevölkerung, der Sinn für Heimatkunde und -pflege hat und für diesen statt für äußerliche Genüsse etwas zu opfern bereit ist, erscheint bedauerlich klein. Die Zukunftshoffnung des Bundes richtet sich auf die Jugend, der es nicht an Aufgeschlossenheit für die geistigen und seelischen Werte der Heimat fehlt, die aber nur durch persönliche Einwirkung gewonnen werden kann. – Dem Tätigkeitsbericht des Vereinsleiters schloß sich der Bericht des Schatzmeisters an.

Sodann ergriff Dr. Ernst Müller das Wort zu seinem Vortrag „Neues über Hölderlin“, in dem er die Entstehung der Christushymne „Der Einzige“ aus den drei Fassungen der vorhandenen Handschriften entwickelte.

„Der Heimatgedanke im Wiederaufbau der Stadt Heilbronn“ war der Gegenstand des anschließenden Vortrags von Oberbaurat Gerber, der die notwendige Bescheidung nach dem verlorenen Kriege betonte und die erhaltenen stadtgeschichtlichen Baudenkmale als die Fest- und Richtpunkte für den Wiederaufbau bezeichnete. (Vgl. dazu den Aufsatz des Vortragenden im vorliegenden Heft!)

Im Anschluß an diesen Vortrag wurde unter Führung von Oberbaurat Gerber im Obergeschoß der Schule die Ausstellung „Heimat und Städtebau am Beispiel von Heilbronn“ eröffnet. Die Ausstellung zeigte in Modellen

und Zeichnungen lehrreiche Gegenüberstellungen des Zustands vor der Zerstörung und des erfolgten oder geplanten Wiederaufbaus. In zwei besonderen Räumen hatte der Bund Deutscher Architekten Heilbronn eine Anzahl von Entwürfen ausgestellt, aus denen ein glückliches Zusammenarbeiten von Stadtverwaltung und Architektenschaft (wir nennen Dr. Gabel, H. Röhm, E. Dürr, P. Kern, Prof. Hannes Mayer, R. Bär, W. v. Hagen, E. Beutinger, R. Scheffler, K. Messerschmidt, H. Wahl, J. Hoffmann, H. Alber, W. Hagner, K. Mahron) ersichtlich wurde.

Am Abend sprach an Hand von Lichtbildern Landeskonservator Dr. Richard Schmidt über den Wiederaufbau in Württemberg. Er hob die geglückten Wiederaufbauten von Crailsheim, Freudenstadt, Heilbronn, Ilshofen, Neuenstadt, Schützlingen, Waldenburg und Weinsberg hervor. An dem Wiederaufbau in Stuttgart beanstandete er, daß er nicht echte städtebauliche und kulturelle Maßstäbe anwende, sondern unter Nichtbeachtung der residenzstädtischen Tradition dahin strebe, der schwäbischen Landeshauptstadt das verwachsene Gesicht einer Allerweltsstadt zu geben, und Baudenkmale, die die Geschichte der Stadt und des ganzen Landes verkörpern, insbesondere das Bild des Schloßplatzes (Kronprinzenpalais!) einer falschen Verkehrsmassierung im Stadttinnern opfern wolle. Als besonders unglücklich bezeichnete er den Wiederaufbau des Marktplatzes, der modernste Bauweisen anwende, aber – ohne Neuaufteilung der Grundstücke – zu keiner neuen großen und einheitlichen Linie gelange. Er bedauerte ferner, daß der Wiederaufbau der Stiftskirche anscheinend nicht weitergeführt werde. – Allgemein solle der Wiederaufbau nicht Vergangenes nachahmen oder von formalen Gesichtspunkten beherrscht werden, aber im Sinne eines wahrhaft organischen, Tradition und Neuzeitlichkeit verbindenden Städtebaus erfolgen, der nicht unter einseitiger Verkehrsdiktatur stehen dürfe.

In der Aussprache wandte sich Baudirektor a. D. Feuchtinger vom Verein Alt-Ulm scharf gegen die beim Wiederaufbau von Ulm leitenden, der Heilbronner Einstellung entgegengesetzten Grundsätze, die die Achtung vor der reichsstädtischen Tradition und der Eigenart der alten Ulmer Bauweise vermissen lasse. Oberbürgermeister Meyle und Baudirektor Scholl von Stuttgart mahnten zum Verständnis auch für abweichende Anschauungen. Als harmonischen Abschluß ließ Oberbürgermeister Meyle in einem vor den Kriegszerstörungen aufgenommenen Farbfilm die schöne Hohenloher Landschaft in herrlichen, vielfach wehmütig berührenden Bildern vorführen.

Am 17. Juni fand zunächst eine Führung durch die Altstadt Heilbronn in zwei Gruppen unter Führung von Oberbaurat Gerber und Baurat Zimmermann statt. In der Kilianskirche führte Professor Hannes Mayer, am Rathaus Architekt Röhm, in der Peter-und-Paulskirche Dr. Gabel, wobei das schon Geleistete allseits hohe Anerkennung fand. In der Ruine des Deutschhauses wurde allgemein der Wunsch nach Erhaltung dieser Baugruppe durch Wiederaufbau mit einem neuen (kulturellen) Zweck geäußert. Großen Eindruck machte die für die Heilbron-

ner Einstellung kennzeichnende pietätvolle Behandlung des Wiederaufbaus des Rathauses (Architekt Röhm), der zu bemerkenswerten baugeschichtlichen Feststellungen geführt hat und die äußere Erscheinung dieses unvergleichlichen Bauwerks wiedererstehen lassen wird.

Der Besichtigung des wiederhergestellten Schießhauses unter Führung von Stadtarchivar Renz folgte eine Stadt- und Hafenfahrt, wobei besonders deutlich wurde, wie die Ortsrandbebauung ihren Ausgang von der Landschaft nimmt, so daß Heilbronn die Einbettung in seine Rebhänge und Waldhöhen erhalten bleibt.

An das gemeinsame Mittagessen auf dem Wartberg, wo Professor Schwenkel Erläuterungen zum Landschaftsbild gab, schloß sich eine Fahrt nach Waldenburg und Neuenstein. Hier führte Archivrat K. Schumm, der es verstand, aus seinem reichen landesgeschichtlichen Wissen schöpfend, das Gesehene in einen von ferner Vergangenheit bis zur Gegenwart reichenden Rahmen einzufügen.

Ein geselliges Beisammensein in Öhringen beschloß nach einer Führung in der dortigen Stiftskirche durch Herrn Bertsch die Jahreshauptversammlung.

Gegen die Auswüchse der Außenreklame

Zur Kenntnis des Heimatbundes ist ein Erlaß des Bürgermeisters der Stadt Urach gelangt, der, wie wir hoffen, für weitere Erlasse ähnlicher Art vorbildlich sein wird. Bürgermeister Gerstenmaier wendet sich darin an die Uracher Geschäftswelt u. a. in folgenden Worten:

„In letzter Zeit sind zahlreiche Plakate aller Art, die einzelne Waren, meist Markenartikel, anpreisen, an den Häusern der Geschäfte angebracht worden. Es handelt sich dabei vielfach um Zigarettensorten, Stumpfen, Schokolade, Hautpflegemittel, Zahnpasten usw. Ich bin weit entfernt, dem Geschäftsmann die Anpreisung seiner Waren zu erschweren, aber das, was in letzter Zeit, in unschöner und vielfach zweckloser Art geschehen ist, geht zu weit. ... Bedenkt aber, Geschäftsleute, wohin es führen soll, wenn jeder Artikel, namentlich die unzähligen Markenartikel, besonders durch Schilder an euern Häusern angepriesen wird ... Ich appelliere an euch, helft mit, daß unsere Stadt, daß eure Häuser sauber bleiben ... Noch möchte ich anfügen, daß ich in Zukunft mit Zwangsmitteln, insbesondere auch mit Strafen, vorgehen müßte. Erspart mir das und sorgt selber für Ordnung.“

Der Schwäbische Heimatbund hat öfters darauf hingewiesen, daß es nicht angeht, etwas zu verkaufen, was einem nicht gehört, in diesem Fall die Schönheit der Straße, des Ortes, der Landschaft. Wir begrüßen es, wenn Bürgermeister den hierzu nötigen, leider oft nicht vorhandenen Gemeinsinn wecken. Wir möchten nicht unterlassen, die Mitverantwortung derjenigen Bürgermeister an den Auswüchsen der Außenreklame festzustellen, die weder durch Einzelverordnungen noch durch Ortsbausatzung (vgl. Art. 98 der Bauordnung) gegen jene Auswüchse vorgehen.

Lieber Heimatbund!

Es gibt in persönlichen Streitigkeiten eine bestimmte Methode des Verhaltens, die man als „sich dumm stellen“ bezeichnet. Diese wird gerne dann angewendet, wenn man den guten Gründen des Gegners keine besseren entgegenzuhalten hat. Sie besteht darin, daß man sich im Gespräch gleichsam totstellt, vielleicht auch von etwas anderem redet oder sein Gegenüber in dem widerlegt, was er nie behauptet hat. Daran erinnert es, wenn kürzlich die ZAS in der Stuttgarter Tagespresse wieder einmal auf den geringen Kunstwert des Kronprinzenpalais hinwies. Es scheinen ihr also die ebenfalls in der Stuttgarter Tagespresse vom Schwäbischen Heimatbund veröffentlichten acht Gründe, die für die Erhaltung des Kronprinzenpalais sprechen, unbekannt zu sein. Im übrigen dürfte die in dieser Hinsicht feststellbare Blindheit der ZAS eine ausgesprochene „Wertblindheit“ sein, das heißt eine Blindheit für den Wert der städtebaulichen Maßstäbe, die der Heimatbund an die Wiederaufbaupläne der Stadt Stuttgart legt. Die Haltung der ZAS erweckt den Eindruck, daß man dort wie gebannt auf die Stelle in Stuttgarts Mitte hinschaut, wo man in Absicht eines um jeden Preis zu erzielenden weltstädtischen Eindrucks willen den Verkehr zusammengefaßt haben will, in Übereinstimmung etwa mit einem kürzlich herausgekommenen Abbildungswerk, in dem die bereits in Stuttgart stehenden Hochhäuser möglichst im übertreibenden Anblick von unten nach oben wiedergegeben werden. Stuttgart scheint unter Verleugnung seiner im besten Sinne residenzstädtischen Tradition (die nicht nur eine verwaltungsmäßige, sondern vor allem eine künstlerische, geistige, kulturelle war) einzig und allein eine Weltstadt sein zu wollen. Nur dann, wenn jene vom Heimatbund angeführten acht Gründe ernsthafte Beachtung finden, wird Stuttgart mehr sein als der wirtschaftliche Puls und die Schlagader des Landes, nämlich sein Herz und sein Haupt. R. O.

Stuttgarter Marktweiber

Der Deutsche Gewerkschaftsbund, Ortsausschuß Stuttgart, der damit seine parteipolitische Neutralität unter Beweis stellt, verlangt stürmisch die Niederlegung des Kronprinzenpalais. Der Zusammenhang ist für jeden, der die Verhältnisse kennt, leicht erkennbar: die Niederlegung des Kronprinzenpalais ist eine Forderung der sozialdemokratischen Fraktion des Stuttgarter Gemeinderats, die auf den Leiter der ZAS schwört, wie dieser sich der Sozialdemokratie verschrieben hat. Weil man mit sachlichen Gründen die triftigen Bedenken gegen die Zerstörung der Geschlossenheit des Schloßplatzes und den verkehrsmäßig verfehlten Planiedurchbruch nicht zu entkräften vermag, sucht man mit politischer Macht durchzudringen. Aber da steht der 16. September vor der Türe, der dem jetzigen Stärkeverhältnis im Kabinett ein Ende bereiten könnte. Deshalb soll noch vor Tor-schluß dem Plan der ZAS zum Sieg verholfen werden.

Kein Wunder, daß bei diesem Zusammenspiel die ZAS grobes Geschütz auffährt. In einer Sitzung der ZAS mit ihrem Beirat sind – sachlich und vornehm, wie man es von dieser Stelle gewohnt ist – die Gegner der Niederlegung des Kronprinzenpalais unter anderem als Marktweiber bezeichnet worden. Mit der Verwahrung des Schwäbischen Heimatbundes gegen die Niederlegung des Kronprinzenpalais haben sich viele Tausende von Einzelpersonen aus Stadt und Land mit ihrem Namen einverstanden erklärt. Wenn es auch keine so überragenden Geister wie Prof. Hoß und Prof. Gutbier sein mögen, so finden sich immerhin darunter zu Dutzenden Männer, die – nicht als Sprüchemacher, sondern auf Grund anerkannter Leistungen – zu den geistig führenden Persönlichkeiten von Stuttgart und Württemberg zählen. Wir sind gern bereit, der ZAS eine Liste solcher Marktweiber (zu denen auch Ministerpräsident Dr. Reinhold Maier gehört) zur Verfügung zu stellen. Wehe der Stadt, in der bei den Marktweibern mehr Sachverstand und besonnenes Urteil vorhanden ist als bei den zur Lösung schwieriger städtischer Aufgaben berufenen Stellen!

A. Neuschler

Rück- und Vorschau auf die Veranstaltungen des Bundes

Die sommerlichen Fahrten erfreuen sich weiterhin großer Beliebtheit. Daß das Gesellige dabei etwas zu kurz kommt oder, wie es eine Berichterstatlerin einmal scherzhaft ausdrückte, „die Gemütlichkeit manchmal aufhört“, liegt wohl daran, daß diese Fahrten kein KdF sein wollen, sondern im umfassenden Sinne heimatkundliche Studien- und Lehrfahrten. Die Vereinsleitung bleibt sich dabei jedoch der Gefahr bewußt, die Fahrten mit sich bringen, bei denen die Teilnehmer erwarten, in kürzester Zeit mit möglichst viel natürlichen wie künstlerischen Schönheiten nicht nur oberflächlich bekannt, sondern tiefer vertraut gemacht zu werden, Gefahren, die vor allem in Überanstrengung und Abspannung bestehen. Diesen Gefahren war in besonders glücklicher Weise auf der bei prächtigstem Wetter durchgeführten Fahrt zu den Burgen und Schlössern der Jagst mit Landeskonservator Dr. Richard Schmidt begegnet worden, wobei der Aufenthalt im Terrassenkaffee des Schlosses Langenburg den Teilnehmern in besonders angenehmer Erinnerung bleiben wird. Fast zu viel des Lehrreichen brachte andererseits die Wanderung nach Leonberg, wobei der verdiente Heimatforscher Kerler und E. Wendel, Verfasser des Heimatbuches Leonberg, führten. Dabei kam die Kunst der Gegenwart nicht zu kurz. Außer dem Atelier von Professor v. Graevenitz und einer Kunstausstellung in Leonberg mit miniaturhaft klein gezeichneten intimen Heimatbildchen von Frank wurde die neuerbaute katholische Kirche in Leonberg besucht, wobei Regierungsbaumeister Dr. Alfred Schmidt, der Erbauer der Kirche, selbst führte. Die Stuttgarter und Leonberger Heimatfreunde bedauerten, daß dieser Bau infolge Geld-

knappheit nicht in der geplanten Form durchgeführt werden konnte und aus eben diesem Grunde die Feinheiten, ja Zartheiten persönlichster Durchgestaltung vermissen ließ, welche die übrigen Kirchen von Dr. A. Schmidt bis in die kleinsten Einzelheiten aufweisen. – Auch unsere Ortsgruppen haben verschiedene Fahrten ausgeführt. Die Nürtinger Ortsgruppe beteiligte sich an einer von der Volkshochschule veranstalteten Fahrt in den Oberschwäbischen Barock mit Dr. A. Schahl, die von Zwiefalten bis Ottobeuren führte. Die Ortsgruppe Leonberg unternahm eine abwechslungsreiche Fahrt nach Besigheim, Lauffen, Schwaigern, Neipperg, Wimpfen, Cleversulzbach und Weinsberg, wobei auch der Dichter Hölderlin und Mörike gedacht wurde. In Kirchheim/Teck sprach Studienrat Otto Lau in einer gut besuchten Mitgliederzusammenkunft über „Bilder aus Kirchheims Vergangenheit“. Eine Fahrt in den Oberschwäbischen Barock ist auch hier geplant. Anmeldungen können noch entgegengenommen werden für folgende bereits angekündigte Fahrten:

1. Sonntag, 16. September: Dinkelsbühl-Kirchheim i. Ries-Nördlingen (bitte beachten, daß diese Fahrt vom 9. auf 16. September verschoben wurde!).
2. Sonntag, 16. September: Nachmittagswanderung nach Eglosheim, auf den Hohenasperg und nach Tamm.
3. Samstag/Sonntag, 22./23. September: Hegau und unterer Bodensee.
4. Sonntag, 7. Oktober: Die schöne Dorfkirche, 2. Teil.
5. Sonntag, 21. Oktober: Weinsberg mit Kernerhaus und Weibertreu.

In bezug auf die Einzelheiten dieser Fahrten wird auf Heft 2 verwiesen. Die dort angegebenen Teilnehmergebühren mußten, wie bereits bekanntgegeben, um 10% erhöht werden.

Nochmals: „Querellen gegen Stuttgart“

Wie uns die Eisenbahndirektion Stuttgart mitteilt, hat Professor Bonatz nicht, wie Dr. Musper in Heft 3 S. 112 annahm, der Änderung der Dachkonstruktionen im Hauptbahnhof (Kopfbahnsteig und Hauptschalterhalle) nur aus Höflichkeit zugestimmt. Vielmehr geht aus einer Mitteilung der Eisenbahndirektion hervor, daß Professor Bonatz sich mit der jetzigen Lösung sachlich einverstanden erklärt hat.

Die Eisenbahndirektion gibt indessen gleichzeitig zu, daß Holzmangel bei der Entscheidung für dieses Projekt von ausschlaggebender Bedeutung war. Gerade hierin scheint uns aber der Fehler zu liegen. Holzmangel – und dies bedeutet doch eigentlich vorübergehender Holzmangel – sollte niemals bei der Erneuerung eines solchen Bauwerks maßgebend sein.

Wir bringen die Richtigstellung der Eisenbahndirektion unseren Lesern gern zur Kenntnis, müssen aber mit Bedauern feststellen, daß die Kritik Muspers dadurch nicht an grundsätzlicher Berechtigung verloren hat.

Im Rahmen der • **Unterländer Woche** • Ausstellung für Weinbau und Landwirtschaft
in Heilbronn vom 25. August bis 5. September 1951

HEILBRONNER HERBST

am 1. September auf dem Keltergelände

Das traditionelle Heilbronner Weinfest mit Musik, Tanz und Feuerwerk. Weinausschank an der „Deichsel“

2. September Tagung des Württ.-Bad. Weinbauvereins. Großer Festzug

Auskünfte: Städt. Fremdenverkehrsamt, Heilbronn, Rathaus, Fernruf 2444 App. 376



Weingärtner-Genossenschaft Heilbronn a.N.

erzeugt und liefert aus den bekannten Lagen

Wartberg
Stiftsberg
Stahlbühl
Pfühl
Membrods
Staufenberg



QUALITÄTS-WEINE

HAUPTSORTEN: Trollinger
Weißriesling

SPEZIALITÄTEN: Schwarzriesling
Burgunder
Clevner
Ruländer
Traminer



TELEFON 2366 • FRIEDENSSTRASSE 64
Kellerei • Kellereien • Rebveredlungsanstalt